DQ
178
.R67
R67x

Oberst Emil Rothpletz

Militärische Erinnerungen

1847 - 1895

Schweizer Schicksal und Erlebnis

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Dr Karl VonderMühll
Bäumleingasse 15
BASEL

DQ
178
.R69
R67x

Oberst Emil Rothpletz

Militärische Erinnerungen

1847—1895

*

Herausgegeben von seinem Sohne

Dr. Emil Rothpletz

1917

Verlag von Rascher & Cie. in Zürich

Erste Auflage

Alle Rechte vorbehalten,
besonders die der Übersetzung
Copyright 1917, Rascher & Cie. Verlag, Zürich

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zur Einleitung	V–VIII
Erstes Kapitel. Aus dem Sonderbundskrieg	1–29
Zweites Kapitel. Lehrjahre	
1. Einführung in die drei Waffen	30–39
2. Im Tessin (1848)	40–51
3. Berlin 1848	51–61
Drittes Kapitel. Dienstjahre (bis 1857)	62–76
Viertes Kapitel. An der Tessiner Grenze 1859	77–85
Fünftes Kapitel. Stabsoffizier im Artilleriestab (1868er Jahre)	
1. Kursleiter	86–90
2. Die Mission nach Dänemark im Jahre 1864	90–122
3. Die Mission im Krieg von 1866	122–130
4. Trop de zèle	130–131
Sechstes Kapitel. Eidgenössischer Oberst (seit 1867)	
1. In Thun (1868)	132–133
2. Im Kriegsjahr 1870/71	133–142
3. Die Landesbefestigung	142–146
4. Schriftsteller	146–149
5. Die V. Armeedivision	149–156
6. Lehrer am Eidgenössischen Polytechnikum (seit 1878)	156–161
7. Lehrer an der Zentralschule IV	161–162
Schluß	162–163
Verzeichnis der militärischen Schriften des Obersten Rothpletz	164
Personenregister	165–167

* *
*

Zur Einleitung

Die „Militärischen Erinnerungen", die mein Vater, Oberst Emil Rothpletz, Mitte der 1890er Jahre niederschrieb, umfassen den Zeitraum von 1847 bis 1895. Sie beginnen mit dem Sonderbundskrieg, der das Mangelhafte der Heeresausbildung jener Tage offenbarte und lassen den großen Anteil erkennen, den ihr Verfasser an der Reorganisation der Armee hatte.

Die Memoiren sind bereits im Druck erschienen: ein Kapitel in der „Neuen Züricher Zeitung", zwei Abschnitte in der „Allg. Schweiz. Militärzeitung" und die übrigen Teile in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen".

Der Abschnitt „Die Mission nach Dänemark im Jahre 1864" wurde durch das „Einleitungskapitel" des unedierten Berichtes ergänzt, den Oberstleutnant E. Rothpletz dem schweizerischen Bundesrat über seine Sendung nach dem deutsch-dänischen Kriegstheater erstattete. Die Erlaubnis zu dieser Veröffentlichung verdanke ich dem schweizerischen Militärdepartement, in dessen Besitz sich das Manuskript befindet.

Durch einige Nachträge vermehrt, wurde das in den genannten Blättern Publizierte im vorliegenden Bande vereinigt. Mögen die Denkwürdigkeiten des Obersten Rothpletz aus seiner Soldatenzeit auch in dieser Gestalt Anklang finden! Ein treuer Patriot zeichnete sie

auf, ein Offizier, der im Generalstab und als Truppenführer, als Lehrer und als Schriftsteller unentwegt an der Ausbildung der Armee zur Feldtüchtigkeit arbeitete und sich bleibende Verdienste um das schweizerische Wehrwesen und damit um das Vaterland erwarb.

* * *

Einige kurze biographische Mitteilungen über den Verfasser der Memoiren seien vorausgeschickt:

Oberst Rothpletz war der jüngste von vier Söhnen des Bezirksamtmanns Joh. Heinrich Rothpletz von Aarau und dessen Gattin Sara Isabella geb. Schuster von Neustadt a. d. Hardt. Am 21. Februar 1824 in Aarau geboren, besuchte er daselbst das Gymnasium (1839 bis 1842) und wandte sich nach bestandener Maturität dem Studium der Jurisprudenz zu. Da nötigte ihn ein Brustleiden, dem schon zwei seiner Brüder zum Opfer gefallen waren, seine Studien zu unterbrechen. Um Genesung zu finden, begab er sich zuerst nach Madeira, dann nach Helgoland.

Auf Helgoland vernahm er die Kunde vom Ausbruch des Sonderbundskrieges in der Schweiz. Kaum geheilt, reiste er, rasch entschlossen, in die Heimat und machte als Freiwilliger den Feldzug mit, den er uns in seinen Memoiren so anschaulich schildert.

Nach dem Kriege setzte er seine juristischen Studien nicht mehr fort, da, wie er schrieb, die jüngsten Ereignisse seinem Gedankengang eine ganz andere Richtung gegeben hatten. Er blieb in Aarau und widmete sich dem Militärdienst.

Um dieselbe Zeit betrat er in Aarau die Beamtenlaufbahn: zuerst als Stadtrat, dann als Gerichtspräsident, und seit 1854 als Oberrichter. In dieser Stellung erhielt er den Auftrag, eine neue Strafprozeßordnung auszuarbeiten, als es sich, in Vollziehung der Staatsverfassung von 1852, um die Einführung des Schwurgerichts handelte.[1] Seit 1858 präsidierte er dem Kriminal- und Schwurgericht. „Sein scharfer Verstand, seine strenge Rechtlichkeit, seine energische Leitung haben recht eigentlich das Schwurgerichtsverfahren im Aargau eingebürgert."[2]

Künstlerisch hochbegabt, wandte er sich anfangs der sechziger Jahre der Malerei zu. Als seine Mutter 1863 starb – sie wohnte bei ihrem Sohn in Aarau – war er entschlossen, sich zum Maler auszubilden. Er entsagte seinen Ämtern und begab sich nach München, wo der Historienmaler Berdelle sein Lehrer wurde.

Von 1863 bis 1864 arbeitete Oberstlt. Rothpletz in Berdelles Atelier, da brach der Deutsch-Dänische Krieg aus und führte ihn wieder militärischen Aufgaben zu. Vom schweizerischen Bundesrat beauftragt, reiste er nach Dänemark und machte auf seiten der Preußen-Österreicher den letzten Teil des Feldzuges mit.

Nach seiner Rückkehr aber nahm er den Malunterricht bei Berdelle nicht mehr auf, sondern widmete sich ferner-

---

[1] S. den Nachruf von Adolf Frey: „Ch. E. Rothpletz" im „Biograph. Jahrbuch und Deutschen Nekrolog" (Herausgeber A. Bettelheim) II. Bd. (1898) S. 28.

[2] S. J. H(unziker): „† Oberst Emil Rothpletz" („Neue Zürcher Zeitung" 1897, Beil. zu Nr. 307/308).

hin dem Heeresdienst. Seine militärischen Neigungen, durch das auf dem Kriegsschauplatz Erlebte gefördert, ließen seinen Plan, Maler zu werden, nicht zur Ausführung kommen. Als Präsident des aargauischen Kunstvereins, den er 1860 gegründet, und später als Präsident der eidgenössischen Kunstkommission aber hat er der Pflege der schönen Künste noch manchen Dienst erwiesen.

Einige Jahre nach seiner Verheiratung (1871) – er fand in Fräulein Elise Wydler von Aarau seine treubesorgte Lebensgefährtin – siedelte Oberst Rothpletz nach Zürich über, wo er von 1878 bis 1897, seinem Todesjahr, die erste Professur der Kriegswissenschaften am Eidgenössischen Polytechnikum bekleidete.

Zürich, 1917.

Emil Rothpletz.

Erstes Kapitel

Aus dem Sonderbundskrieg[1]

Im Mai 1847 reiste ich von Madeira über Spanien geradeswegs zu Professor Dr. Schönlein nach Berlin, der mich nach Helgoland wies. Dort vernahm ich aus den Zeitungen, daß die Schweiz sich am Rande eines Bürgerkrieges befinde.

Ich war damals dreiundzwanzig Jahre alt, hatte aber infolge meines Aufenthaltes in der Fremde noch keinen Militärdienst geleistet. Mein Name stand noch in keiner Militärkontrolle, und es hätte sicher kein Hahn danach gekräht, wenn ich den kommenden Ereignissen ferngeblieben wäre. Ich war im Aargau den Leuten aus den Augen geraten, und wer etwa meiner gedachte, mußte wissen, daß ich wegen Krankheit in ferne Länder gereist war. Doch solche von Mangel an Mut zeugenden Betrachtungen lagen mir völlig fern. Vom ersten Augenblick an war ich mir klar, wohin ich gehöre und was ich zu tun habe.

Ich reiste zu meiner Mutter nach Neustadt a. H., um Abschied zu nehmen. Die Mutter war, wie ich dies vorausgesetzt hatte, mutig und gefaßt. Sie war voll

---

[1] Zuerst erschienen in der „Neuen Zürcher Zeitung" (1908: Nr. 340, 3. Morgenbl.; Nr. 343, 2. Morgenbl.; Nr. 346, 3. Blatt; Nr. 349, 3. Morgenbl.).

Hingebung für die Sache des Vaterlandes, sie war stolz auf meinen Entschluß. Sie entließ mich, unter Tränen, freudig und voll Hoffnung. Nur der Zweifel machte ihr Sorgen, ob ich die Strapazen des Winterfeldzuges ertragen könne. Diese Sorge war berechtigt, denn ich war kaum genesen, und es war mein Körper infolge der mir durch mein Leiden auferlegten Schonung nicht so gestählt und an Anstrengung gewöhnt, wie dies für einen Feldzug wünschenswert gewesen wäre.

Nun ging ich nach Mannheim, um den Freunden Lebewohl zu sagen.

Nach meiner Ankunft in Aarau meldete ich mich sofort beim Platzkommandanten mit der Bitte, mich einer Truppe zuzuteilen. Der Platzkommandant war mein viel älterer Vetter. „Es ist rächt, daß er chömet", schmunzelte der alte Holländer. Als ich aber den Namen des Korps vernahm: Scharfschützen-Reservekompagnie Nr. II, Hauptmann Ringier (Zofingen), bat ich dringend, mich nicht in der Reserve zu belassen. Da lachte der Alte: „Sind numme ruhig, die Kompagnie kommt vielleicht zuerst zum Handkuß. Im Krieg macht man keinen Unterschied, ob Auszug oder Reserve." Der Alte hatte recht behalten.

Ich erhielt die Weisung, für meine Ausrüstung und Bewaffnung zu sorgen. Tornister, Tschako und Kaput hatte ich im Zeughaus zu fassen.

Nun hieß es, sobald als möglich fertig werden, denn die Armee hatte, nach Einnahme Freiburgs, den neuen Aufmarsch vollendet und in wenig Tagen sollten die Operationen gegen die Hauptmacht des Sonderbundes beginnen.

Endlich war ich ausgerüstet, aber wie sah ich aus! Auf dem Kopfe balancierte in gefährlicher Weise ein turmhoher Tschako. Er bildete beim Fehlen genügender Taschen das Hauptmagazin zur Aufnahme aller möglichen Requisiten und wurde dadurch so schwer, daß er den Kopf schmerzhaft drückte und bei rascher Bewegung nur durch das Sturmband obengehalten werden konnte. Der Frack war viel zu weit für meine damals sehr schlanke Figur, er war etwa so, wie ein Konfirmandenkleid geschnitten wird, das später als Hochzeitsfrack und dann als Ehrenkleid des behäbigen Ratsherrn dienen muß. Der Kaput war über Brust und Rücken viel zu eng, und der schlechte Schnitt der Ärmel hinderte jede Bewegung. Der Tornister war ein unförmlicher schwerer Kasten, dessen Fell von den Schaben total zerfressen war. Da ich den vorgeschriebenen Inhalt des Tornisters nicht kannte, füllte ich ihn mit allen möglichen Gegenständen aus, die mir zum komfortablen Leben nötig schienen. Ich bedaure es immer noch, daß ich die Herrlichkeiten nicht bei einer Inspektion ausbreiten mußte. Das hätte ein schönes Gelächter und und ein hübsches Donnerwetter abgesetzt!

In der großen Schützentasche und deren verschiedenen Abteilungen waren die Bleibarren und die gegossenen Kugeln, alle Instrumente zum Kugelgießen, Formen und Kalibrieren und zum Stutzerreinigen, die Fettlappen, die Reservestücke versorgt. Dazu kam ein großes Pulverhorn mit Pulvermaß, ein Zündkapselbehälter, eine Feldflasche und ein Brotsack. Als Waffe trug ich den Stutzer mit Bajonett und einen Phantasiehirschfänger.

Die gesamte Ausrüstung wog, ohne die Kleider auf dem Leib, über 60 Pfund.

Am Abend des dritten Tages stellte ich mich dem Obersten vor, der gerade im „Storchen" zu Abend aß. Er inspizierte mich mit heiterer Miene, übergab mir den Befehl an den Truppenteil und meine Marschorder nach Brittnau,[1] die auf den nächsten Morgen früh lautete. Ich bat sofort um die Erlaubnis, noch heute nacht aufbrechen zu dürfen, was mir gestattet wurde.

Vollgerüstet verließ ich Aarau. Aber o des Jammers und o der Schande! Ich hatte kaum dreihundert Schritte zurückgelegt, als ich der ungewohnten Last zu erliegen drohte! „Ja, und du willst in den Krieg, und du willst tagelange Märsche machen," rief ich mir zu, „und du kommst nicht einmal aus Aarau heraus, bist du denn ein solcher Schwächling?"

Ich war der Verzweiflung ziemlich nahe, faßte aber bald den für solche und andere Fälle empfehlenswerten Entschluß: ich ging in ein Wirtshaus. Es war dies die mir aus der Kantonsschulzeit wohlbekannte Wirtschaft Rychner auf dem Rain. Ich befahl eine Flasche Wein und bestellte ein Fuhrwerk. Im Laufe der weiteren Betrachtungen tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß mein fester Wille mich vor einer Blamage bewahren werde, wenn ich einmal bei der Kompagnie eingerückt sein würde. Diese Hoffnung betrog mich nicht.

Nachts halb zwölf Uhr hielt mein Fuhrwerk vor dem Gasthaus in Brittnau. Die vier Offiziere der Kompagnie

---

[1] Ein aargauisches Dorf bei Zofingen an der Luzerner Grenze. (Anmerkung von befreundeter Seite beigefügt.)

waren noch um den runden Tisch versammelt. Die Leutnants hatten rote Köpfe, woran wohl weniger die Lösung schwieriger strategischer Probleme als die „Guttern", die den Tisch bedeckten, schuld gewesen sein mögen.

Ich überreichte dem Hauptmann das Schreiben des aargauischen Milizinspektors. „Ein Freiwilliger", raunte er den Offizieren zu. Das Erstaunen, mit dem man mich begafft hatte, verwandelte sich auf einmal in große Heiterkeit. Der Hauptmann wollte mir ein Quartier anweisen lassen, aber der Leutnant, der die zwanzig Minuten entfernte Feldwache kommandierte, aber, wie es schien, trotz Kriegszeiten lieber im Wirtshaus war, nahm mich sofort in Beschlag.

„Der junge Mann", rief er höhnisch, „scheint überflüssige Hitze zu haben, da er freiwillig in den Krieg geht! Den nehme ich mit auf die Feldwache, dort kann er sich abkühlen."

Der Hauptmann brummte; es war ihm offenbar nicht recht, daß solchermaßen über mich verfügt wurde; allein er wollte den Leutnant nicht vor mir bloßstellen, und so ging ich denn in dunkler, kalter, regenreicher Nacht hinter dem Leutnant her auf die Feldwache. Das Wachtlokal war das auf der Höhe ob Brittnau gelegene Schützenhaus.

Der Wachtkommandant übergab mich dem Wachtmeister, der gerade die Ablösung der Postenkette aufrief.

„So, so," lachte der Wachtmeister, einer leisen Weisung des Leutnants folgend, „ein Freiwilliger! Nun Ihr kommt gerade recht zur Ablösung. Korporal Z. nehmt den Mann mit als Posten Nr. 4, statt des ‚Xaveri',

der weiter schlafen kann." Ich lud meinen Stutzer und marschierte mit der neuen Mannschaft ab.

Der Wachtchef sah mich offenbar als ein Herrensöhnchen an, das im strengen Dienst bald klein beigeben würde. Da dieser Offizier einen kleinlichen und zugleich neidisch bösartigen Charakter hatte, empfand er eine Lust, mich zu kujonieren, um meine Kriegsfreudigkeit zu dämpfen, die ihm selbst, wie wir in der Folge sehen werden, in hohem Maße abging. Der Wachtmeister hatte wohl die gleiche Idee von mir, und da die Schützen keinen Geschmack daran fanden, bei dem herrschenden Hundewetter auf Posten zu stehen, so war alles froh, daß ein „Junger" sich freiwillig gemeldet hatte und man ließ mich deshalb auch mehr als die doppelte Zeit – vier volle Stunden – in Schnee, Regen und Sturm auf dem Posten stehen, anstatt mich, wie die anderen, alle ein oder zwei Stunden abzulösen. Ich tat alles, was man mir befahl, mit Freude, nur mißfiel mir der spöttische Ton der Vorgesetzten, denen ich doch nicht „aufbrummen" durfte. Mich bei dunkler Nacht auf die Feldwache und auf den äußersten Flügel der Postenkette zu schicken war einfältig. Die Schützen der Feldwache, die schon am Tage den Sicherheitsdienst besorgt hatten, kannten natürlich die Gegend genau, während ich, wildfremd, keinen Hochschein von dem Gelände hatte und eben nur das sah, was in meiner nächsten Nähe war oder als dunkle Silhouette sich noch schwärzer als die schwarze Nacht vom Himmel abhob. Dann war es doch etwas leichtsinnig, einen Freiwilligen, der noch gar keine Ausbildung im Feldwachdienst erhalten hatte, als Posten zu verwenden; denn

mir waren die speziellen Formen und Vorschriften des Postendienstes unbekannt, was ja sehr leicht unangenehme Folgen hätte haben können.

Die Postenkette lief einen Feldweg entlang, der in einiger Entfernung von dem Schützenhause, zum Teil auf dem Kamm des Hügels, zum Teil am Abhang sich hinzog.

Auf etwa 150 Schritt vor der Kette lag ein Waldstreifen; jenseits desselben war das offene Tal, das uns vom Hügelrande auf feindlicher Seite trennte. Der Waldstreifen war unbesetzt geblieben, auch waren keine Posten an den äußeren Waldrand vorgeschobeu, um eine Annäherung des Feindes melden zu können. Niemand fiel es ein, Patrouillen durch den Wald gehen zu lassen. Der Feind konnte sich also ganz ungefährdet dem Walde nähern und die Feldwache überfallen, wenn er es nicht vorzog, das ganz ungenügend bewachte Dorf Brittnau, in welchem die Schützen vereinzelt bei den Einwohnern im Quartier lagen, zu überrumpeln.

Der Sicherheitsdienst im Feld war zu jener Zeit noch ein dunkles Gebiet. Man kannte einige äußerliche Formen: Das Aufführen und Ablösen der Posten und die Ausgabe des Paßwortes. Vielleicht noch etwas vom „Deserteur" oder vom Parlamentär und dem Schnupftuch usw., aber das eigentlich Wesentliche des Sicherungsdienstes: die Lagerart einer Truppe vor dem Feind, der Schutz des Quartiers, die Stellung der Feldwachen, die Wahl der Gefechtsstellung, die richtige Stellung der Posten, die Arbeit der Patrouillen, der Bereitschaftsgrad der Truppen, die Pflichten des Wachtchefs, das waren alles böhmische Dörfer.

Man kannte offenbar in den oberen Regionen der Armeeleitung diesen bedenklichen Zustand, denn den zweiten Tag nach meinem Einrücken erhielt der Hauptmann ein großes Paket gedruckter Blätter zur Verteilung an die Kompagnie, auf denen die damals geltenden Grundsätze über Vorpostendienst enthalten waren. Die Verteilung geschah, aber keinem Offizier wäre es eingefallen, nun der Mannschaft die gehörige Anleitung zu geben, die Vorschriften zu erklären, die Wachtmannschaft und die Posten zu instruieren. Das Warum? lag auf der Hand: die Offiziere, den Hauptmann ausgenommen, waren ebenso unwissende als faule Menschen, die an Kenntnis und Routine weit unter dem Niveau sich befanden, auf dem heute ein tüchtiger Soldat steht.

Die Ablösung näherte sich endlich dem Posten Nr. 4. „Wer da!" brüllte der Posten; „Ablösung!" „Halt, Paßwort!" Mit gleicher Kraftanstrengung schrie nun der Korporal auf 50 Fuß das Paßwort, das ein Feind sicher auf mehrere Hundert Schritt hätte hören können.

Wir gingen heran, und es bot sich mir folgender unvergeßlicher Anblick dar: der Schütze hatte seinen Stutzer an einen Baum angelehnt und stand gemütlich ohne Waffe unter einem großen Regenschirm, den er aufgespannt hielt, sogar als ich neben ihn trat, um die Konsigne zu erhalten. Diese lautete: „Du muscht do achtig gäh, do häscht de Scherm, der Letzt von üs soll e dä in der Mülli dunde abgäh, i han e dort g'holt!"

„Gang zum Tüfel mit dim Scherm," fuhr ich ingrimmig heraus, „ich bruch e keine uf der Wach!" „Du

bist aber e Narr," erwiderte der Krieger voll Erstaunen, „es rägnet jo grüsli. Ja, jetzt muß i en selber abeträge, i chumme denn gli noh, Korporal!"

So bezog ich meine erste Wache. Ich hörte, wie die Nebenwachen abgelöst wurden, mich ließ man bis fünf Uhr stehen. Ich hielt gute Wacht und fühlte mich trotz allem glücklich, im Feld zu stehen.

Als ich endlich ins Schützenhaus zur Feldwache zurückkam, warf ich mich erfroren und durch und durch naß aufs Stroh zu den andern und schlief bald fest ein. Der Hauptmann hatte von der Sache gehört und wie es scheint, dem Leutnant einen gehörigen Rüffel erteilt, so daß man mich ruhig ließ.

Gegen ein Uhr mittag wurde die ganze Wache abgelöst.

Im Dorf erhielt ich mein Quartierbillett. Ich machte rasch „Toilette" und ging ins Wirtshaus zum Essen. Um zwei Uhr war „Verlesen". Als ich ankam, waren alle Blicke der Kompagnie auf mich gerichtet, denn die Kunde, wir haben einen jungen Freiwilligen, hatte sich bald verbreitet.

Der Eindruck, den die Kompagnie von mir empfing, war offenbar nicht ungünstig; dazu trug auch bei, daß die Aarauer Schützen Biehly, Jakob Keller, Ferdinand Siebenmann und andere vortraten und mir die Hand schüttelten, da ich allen von Kantonsschulzeiten her bekannt war. Dann wurde herumgeboten, daß ich ein Vetter des bei allen Truppen sehr beliebten Milizinstruktors sei – kurz, ich wurde freundlich aufgenommen. Im Glied stand ich auf dem rechten Flügel neben Sekretär Jakob Keller und dem Wirt Biehly, der aber

als oberster Kochkünstler und erprobtester Feinschmecker auf dem Marsch immer als Furierschütz der Kompagnie vorausfuhr, wobei er dann mild schadenfroh lächelnd der schneetretenden Kolonne zuwinkte.

Am Abend suchte ich mein Quartier auf. Ich trat in eine große Bauernstube, in der das breite Ehebett stand. Auf meine Frage, wo ich schlafen könne, erwiderte mir der Hausherr, daß ich diese Nacht sein Schlafgenosse sein werde.

Ich hatte die Vorsicht gebraucht, Strümpfe und Unterkleider anzubehalten; als ich aber morgens erwachte und der schwülen Luft in der Stube inne ward, hatte ich das unwiderstehliche Bedürfnis, eine kalte Abwaschung zu nehmen, wie ich dies zu jener Zeit immer zu tun gewohnt war.

Ich hatte den Abend vorher, nicht weit vom Hause, einen großen Gemeindebrunnen bemerkt; kurz entschlossen sprang ich zum Haus hinaus, zog mich völlig ab und legte mich mit Wohlbehagen in das eiskalte Wasser und in die Dusche der stark sprudelnden Röhren. Ich schwaderte nur kurze Zeit, trocknete mich rasch ab mit den Handtüchern, die ich im Tornister nachführte, und zog mich dann vollständig an, denn es war bald Zeit zum Morgenverlesen.

Der Tag war kaum angebrochen, als ich mein Bad nahm und ich glaubte mich unbemerkt, aber der Zufall wollte es, daß einige Schützen aus ihren Quartieren auf die Straße getreten waren und nun mit Staunen und Grauen meinem Beginnen zugeschaut hatten, das ihnen im kalten Winter allerdings „spanisch" vorkommen konnte.

Die Schützen eilten mit der frischen Nachricht des Erlebnisses auf den Alarmplatz, und im Nu verbreitete sich in den Schützengruppen die Nachricht, der neue Freiwillige sei übergeschnappt!

„Nein, wie schade! und er schien doch ein so rechter junger Mann zu sein – und jetzt ist der Mensch nicht bei Trost."

Nur die Aarauer standen für mich ein: ich sei sicher nicht verrückt, ich hätte eben souveräne Manieren, gewiß sei meine Handlung nur aus dem gleichen jugendlichen Übermut entsprungen, der mir schon in der Kantonsschule in hohem Grade eigen gewesen sei. Sie hatten gut reden, der Argwohn war geweckt, und als ich zum Verlesen antrat, schauten mich alle mit Bedauern und mit Mißtrauen an. Doch schon am gleichen Nachmittag sollte sich das Blatt wenden.

Gegen ein Uhr ertönte der Generalmarsch. Die Kompagnie war bald gesammelt. Auf dem Platz abseits liefen die Offiziere in großer Aufregung hin und her, gestikulierten untereinander und stritten sich offenbar über das, was zu tun sei; endlich schienen sie einig geworden zu sein. Der Hauptmann trat vor die Front und sprach mit einer Stimme, der man die Erregung anmerkte: „Schützen! der Feind steht uns gerade gegenüber. Er ist heute morgen in Reitnau eingerückt, wir müssen erfahren, wie stark er ist. Das kann nur geschehen, wenn einige von euch auf Kundschaft ausgehen. Die Schützen, die sich hierfür freiwillig melden wollen, sollen vortreten!"

„Freiwillige vor!"

Auf diesen Ruf traten vorerst zwei Mann zugleich

vor. Es war der Wachtmeister Sutermeister aus dem Römerbad und ich. Dann folgten noch zwei andere. Wachtmeister Sutermeister übernahm das Kommando. Der Weg ging, sobald man das Dorf verlassen hatte, durch einen Streifen niedern Gehölzes, durch das ein ganz unbedeutendes zwei bis drei Schuh breites Wasser floß. Als wir an den Steg gekommen waren, sagte der eine Schütze: „I bliebe denn do a der Brugg, als Wach.“ Sutermeister lachte grinsend und marschierte, ohne ein Wort zu sagen, weiter. Als wir aber den Weidenbusch durchschritten hatten und uns nun auf freiem Felde gegen Reitnau wandten, meinte der zweite Schütze, ein gewaltig großer, rothaariger Wachtmeister, es war der Unteroffizier, der mich tags zuvor auf der Feldwache kujoniert hatte, in bedächtigem Tone: „I bliebe denn do, am Wald, in ‚Aufnahmestellung‘.“ Jetzt brach der Führer in helles Gelächter aus, dann wandte er sich mit den Worten an mich: „Wottst du öpe-n-au ‚in Aufnahmestellung‘ z'rückbliebe?“ „Ich gehe mit Euch, soweit Ihr wollt“, war meine Antwort, die mir ein „Recht so“ vom Führer und dann, als ich wieder zurückgekehrt war, die Achtung der Kompagnie auf immer sicherte. Kein Mann hielt mich von da an für einen Narren oder ein verweichlichtes Herrensöhnchen. Der Bann war gebrochen.

Wir gingen nun über das Feld, indem wir die vereinzelt vorhandenen Obstbäume als Deckung benutzten, um uns dem Feinde zu nähern, bis wir zu einem Punkte gelangt waren, von wo aus wir die gerade zum Verlesen versammelte feindliche Truppe genau

sehen, ja zählen konnten. Es waren zwei Schützenkompagnien, im ganzen etwa zweihundert Mann. Doch wir waren vom Feinde bemerkt worden, ein Trupp von zehn Mann ging in Kette aufgelöst gegen uns vor und beabsichtigte uns abzuschneiden. Da unser Auftrag ausgeführt war, zogen wir uns langsam zurück.

Am Holzstreifen kam uns eine starke Patrouille ohne Offizier entgegen, die zu unserer Unterstützung abgesendet worden war, nachdem den Herren Offizieren das Wort „Patrouille", das ihnen in der Aufregung entfallen gewesen sein muß, wieder in den Sinn gekommen war.

Den andern Tag war der Feind verschwunden, und unsere Kompagnie erhielt Marschbefehl nach Othmarsingen. Der Marschrichtung nach war die Kompagnie bestimmt, an der Aktion teilzunehmen, was mich und die Mehrzahl der Kompagnie mit Freude erfüllte.

Der erste Marschtag war für mich eine harte Prüfung. Die Entfernung Brittnau-Othmarsingen beträgt rund zweiunddreißig Kilometer. Die Wege waren gefroren und mit dünnem Schnee bedeckt, so daß man leicht ausglitschte. Ein heftiger Nordostwind blies uns dabei den ganzen Tag den Schneestaub ins Gesicht. Meine Ausrüstung (60 Pfund) war übermäßig schwer, und das übelste von allem war, daß ich ganz neue Schuhe trug, die ich unsinniger Weise bei der Durchreise vom „Hofschuhmacher" in Mannheim mitgenommen hatte. Schon nach der ersten Stunde bildete sich an der rechten Ferse eine Blase von der Größe eines Zweifrankstückes, die bei jedem Schritt schmerzte. Unser Zug erhielt Quartier in der Bierbrauerei Horner. Als meine Kameraden

die große Wunde am Fuß sahen, die hochentzündet zu eitern anfing, meinten sie alle, so könne ich unmöglich weitermarschieren, ich solle mich im Spital melden. „Es geht gegen den Feind," war meine Antwort, „da geht ein Freiwilliger nicht ins Spital!" So hielt ich noch wochenlang aus, bis die Kampagne beendet war.

Freilich brauchte es eine große Willenskraft und manchen Schluck Schnaps, um die argen Schmerzen zu überwinden, die mir jeder Schritt verursachte, es war eine wahre Höllenpein — aber ich zwang es durch! Wie groß aber meine Überwindung war, zeigte sich erst nach der Entlassung; denn über drei Wochen mußte ich in Aarau auf dem Ruhebett zubringen, bis die tiefe Wunde ausgeeitert und zugeheilt war.

Den zweitfolgenden Tag ging es in das übelgesinnte Merischwanden. Ich bekam zugleich mit dem dicken Ferdinand Siebenmann Quartier bei einem Geistlichen. Hochwürden zeigte sich nicht, aber seine Haushälterin fuhr uns nicht übel an, als wir uns präsentierten.

An diesem Tage (wenn ich nicht irre, oder am Tag vorher?) ereignete sich nun eine merkwürdige Begebenheit, die auf mich einen dauernden Eindruck gemacht hat.

Wir waren beizeiten in den Ort gekommen, da wurde das Wort unter den Schützen herumgeboten: Versammlung der Schützen auf der Wiese bei der Gasthofscheuer um vier Uhr.

Als wir auf die Wiese kamen, stand in der Mitte ein Stuhl und ein Tisch, um den einige Unteroffiziere gruppiert waren. Wir bildeten den Ring. Nun bestieg Wachtmeister Sutermeister den Tisch und hob etwa folgende Rede an, die ich hochdeutsch wiedergebe:

„Schützen! Es wird euch nicht unbekannt sein, daß die Kompagnie gegen den Feind geführt wird, der sich bei Gislikon an der Reuß stark verschanzt haben soll; vielleicht schon morgen kommt es zum Schlagen.

Ich glaube nun, ihr Schützen, daß wir alle der Meinung sind: die aargauische Reserve-Schützenkompagnie I soll bei diesem Anlaß Ehre einlegen; ich bin auch überzeugt, daß jeder von euch sich fest vorgenommen hat, seine Pflicht zu erfüllen. Damit ist aber nicht alles getan; die Kompagnie muß auch gut geführt werden, wenn sie sich nicht blamieren soll – und da sind bei vielen der Herren Schützen Zweifel entstanden, ob die Offiziere der Kompagnie die rechten Männer sind, uns ins Gefecht zu führen. Wenn es euch also beliebt, so will ich die Diskussion eröffnen und über jeden Offizier abstimmen lassen, ob wir ihn, wohl verstanden, wenn es zum Gefecht geht, – an seinem Platz lassen und ihm gehorchen wollen oder was in solchem Falle vorzunehmen ist."

Allgemeine Zustimmung erfolgte auf diese Ansprache.

„So wollen wir denn, denk ich, beim Hauptmann anfangen. Was meinen die Herren?"

„Der Hauptmann ist recht," tönte es von allen Seiten, „dem Hauptmann wollen wir folgen!"

„Also der Hauptmann bleibt," fuhr der Präsident fort, „und ich bin ganz der Meinung der Herren Schützen, daß wir dem Hauptmann vertrauen dürfen. Jetzt kommen wir zum Oberleutnant. Was meinen die Herren Schützen zu dem?"

Ein allgemeines Gelächter war die Antwort: „Von dem wollen wir nichts wissen", „das ist ein blödsinniger

Mensch, der versorgt sein sollte", „von dem ist gar nicht zu reden, das ist ein Dubel" – so tönte es durcheinander.

„Wie ich höre, ist der Herr Oberleutnant den Schützen nicht genehm, und ich nehme an, daß der Oberleutnant im Gefecht ersetzt werden muß. Jetzt kommen wir zum Unterleutnant. Was ist da die Ansicht der Herren Schützen?"

Ein allgemeines Gemurmel der Verachtung war die Antwort. „Der ist ein Süfflig", rief eine Stimme, „und ein Feigling", rief eine andere. „Sobald der merkt, daß es losgeht, liegt der besoffen im Stroh", ergänzte eine dritte.

„Fort mit ihm!" rief der Ring.

„Also auch der erste Unterleutnant ist aberkannt, und es will ihn sich die Kompagnie, für den Fall des Gefechtes, nicht gefallen lassen. Wir kommen nun zu dem andern Leutnant."

Allgemeiner Unwille! „Für den brauchen wir nicht zu sorgen, wenn es „chlepft", ist der sicher nirgends mehr zu sehen."

„Fort mit ihm!" rief der Ring.

„Ja," fuhr der präsidierende Wachtmeister fort, „jetzt hat aber die Kompagnie nur noch einen Offizier, den Hauptmann. Die drei andern sind abgesetzt, und es kümmert sich die Kompagnie nicht mehr um deren Befehl, wenn es zum Gefecht geht. Ein Offizier ist zu wenig, ich gewärtige Vorschläge, wer an der Stelle der drei Offiziere unter dem Hauptmann die Schützenzüge befehligen soll."

Mit brausendem Hoch antwortete einstimmig der Ring:

„Wachtmeister Sutermeister!“ Dann wurden noch zwei andere Unteroffiziere auf den Schild gehoben, deren Namen und Grad mir entfallen sind.

„Durch Zuruf“, fuhr der Präsident fort, „haben die Schützen an Stelle der drei Leutnants als ihre Führer erwählt: die Unteroffiziere S., Y. und Z. Die von euch als Führer bezeichneten Männer müssen nun aber sicher wissen, ob sie von der Kompagnie anerkannt werden und ob ihr gelobet, denselben im Gefecht unbedingten Gehorsam zu leisten. Wer dafür stimmt und das gelobt, hebe die Hand auf.“

Alle Hände fuhren mit Hochruf in die Höhe und die Stimmenzähler bestätigten die Einstimmigkeit der Kompagnie.

Der Ring löste sich. Wir gingen alle mit dem ruhigen Gefühle, eine unabweisbare Pflicht erfüllt zu haben, auseinander. Keinem von uns kam es in den Sinn, daß wir nach dem Kriegsgesetz samt und sonders wegen „Meuterei“ vors Kriegsgericht gehörten und mit Erschießen oder jahrelanger Kettenstrafe hätten verurteilt werden könneu. Nach dem Buchstaben des Gesetzes, das nur eine Definition und keine Menschen kennt, waren wir schuldig. Wir aber handelten nach dem Drange der Verhältnisse, und das Urteil des gesunden Menschenverstandes sprach uns frei.

Wir hatten, ohne daran zu denken, wie unsere Vorfahren gehandelt und in Erwartung des Kampfes die Führer gewählt, denen wir vertrauten. Wir verweigerten keinem der uns vom Staate gegebenen Offiziere den Gehorsam, wir sorgten bloß, daß von dem Moment ab, in dem diese Führer nach unserer ein-

stimmigen Überzeugung versagen würden, die Kompagnie nicht führerlos bleibe und an ihrer Ehre Schaden leide.

Und wie richtig, hier wie fast immer, der Soldat seine Offiziere zu schätzen und zu beurteilen weiß, bewies der folgende Tag. Der Hauptmann tat seine Pflicht, der Oberleutnant stand stumpfsinnig da, wußte kein Wort hervorzubringen und mußte nach dem Feldzug sofort in eine Anstalt verbracht werden.

Der erste Unterleutnant wurde sinnlos betrunken von den Schützen (ich habe die widerliche Szene noch vor Augen) auf ein Bund Stroh geworfen, und der zweite Unterleutnant hatte sich hinter das größte Bauernhaus retiriert und wurde während des Tages, so lange das Schießen dauerte, nicht mehr gesehen. So war alles wörtlich eingetroffen, was im Ring als Grund der Absetzung ausgesprochen worden war.

Die Erfahrungen, die ich mir als Soldat in dem kurzen Feldzug gesammelt habe, waren mir für meine spätere Laufbahn von hohem Wert. Ich habe die Leiden und Freuden, die Leistungsfähigkeit und die Bedürfnisse eines Soldaten kennen gelernt; ich habe gesehen, wie der Soldat die Offiziere beurteilt, was er vom Offizier erwartet und welche Eigenschaften ein Offizier haben muß, um das Vertrauen der Mannschaft zu erwerben und um am Tage der Gefahr Gehorsam erwarten zu dürfen.

Die Zeiten haben sich geändert, die Ausbildung des Offizierkorps ist besser geworden. Der Staat hat zudem die Wahl der Offiziere in einer Weise gesichert, daß Erscheinungen, wie ich sie geschildert habe, kaum mehr vorkommen können. Dabei fällt mir aber die Anekdote

des Obersten A. St. ein, der im Zorn einen jungen schwachen Offizier folgenderweise anfuhr: „Ich möchte nur wissen, welcher Esel Sie zum Offizier vorgeschlagen hat!“ – und zur Antwort erhielt: „Sie, Herr Oberst!“

Gewiß, es ist auch heute noch bei der kurzen Dienstzeit und dem Mangel genauer persönlicher Kenntnis durchaus notwendig, daß die Kommandanten streng darüber wachen, daß kein räudiges Schaf sich in dem Offizierskorps befinde.

Als ich im Laufe der Zeit die fünfte Armeedivision zu kommandieren bekam, war ich in dieser Beziehung außerordentlich streng. Eine Reihe von Offizieren, deren Privatleben nicht makellos war, oder die sich im Können als unfähig und im Charakter als zweifelhaft erwiesen hatten, mußten ihren Abschied nehmen und wurden der Taxation unterworfen.

Diese Reinigung nach unten genügt aber nicht. Oberoffiziere, die sich arge Blößen bei Führung der Truppen zuschulden kommen lassen und die von der allgemeinen Kritik der Fachmänner als unfähig bezeichnet werden, sollten sofort kalt gestellt werden; denn nichts schwächt das Zutrauen und den Mut der Truppen und der untern Führer mehr, als das Gefühl, daß der obere Truppenführer seiner Aufgabe nicht gewachsen ist.

Aber auch in einem zukünftigen Kriege wird die Wahl der Führer durch die Kompagnien vorkommen können, und es ist dann nur zu wünschen, daß dabei ein so rechter, ernster Sinn herrsche, als wie dies bei der ersten Aargauer Reserve-Schützenkompagnie der Fall war. Es kann und wird dieser Ausnahmefall ein-

treten, wenn die meisten Offiziere und Unteroffiziere weggeschossen sind, ein Ersatz von oben herab nach der Lage nicht eintreten kann und die Kompagnie, die Notwendigkeit einer festen Führung erkennend, die Männer ihres Vertrauens, die sich vor den Augen der Kompagnie als tapfer und kaltblütig bewiesen haben, auf den Schild erhebt.

Die Nachtruhe war für mich kurz. Bei jedem Atemzug meines dicken Bettgenossen riskierte ich aus dem Bett herauszufliegen und als ich endlich eingeschlafen war, ertönte halb ein Uhr der Generalmarsch.

Die Kompagnie war im Nu versammelt und marschierte sofort in der Richtung gegen Gislikon ab. Der Marsch wurde sehr verlangsamt durch die Trains und durch Bataillone, die fehlerhafterweise an und auf der Straße biwakiert und daselbst die Feuer angezündet hatten.

Endlich gelangten wir mit Anbruch des Tages (23. November) auf das Plateau gegenüber Gislikon.

Es war ein wunderbarer Tag! Die Bergriesen tauchten allmählich aus dem Nebelmeer hervor, herrlich durch die Sonne auf den Höhen und an dem Saume der Abhänge vergoldet, während die Schluchten noch in tiefem Dunkel lagen. Über dem ganzen Bergeskranz flimmerte funkelnd der blaue Äther. Nie werde ich diesen Anblick vergessen!

Die Kompagnie bog links nach der Reuß zu ab. Sie erhielt den Befehl, den Brückenschlag bei Eien zu schützen und nach Übergang der Brigade König die Brückenwache zu übernehmen.

Wir marschierten am Pontontrain vorbei. Er war mit

Ochsen bespannt und hielt gesichert hinter einem niedern Gehölz. Als wir an die bezeichnete Brückenstelle ankamen, brach die Kompagnie längs des Flußrandes in Kette aus. Nur am Brückeneingang blieb eine mehr oder minder geschlossene Wache. Rechts von uns stand gleichfalls in Kette aufgelöst eine Thurgauer Auszügerkompagnie, näher gegen Gislikon zu. Aber es dauerte nicht lang, als diese Kompagnie, die einige Schüsse erhalten hatte, unruhig gemacht, in hellen Haufen sich hinter uns wegzog. Nicht weit hinter mir stand ein Bataillon, in Kolonne auf die Mitte formiert, mit Front gegen die Reuß.

Bei dem Bataillon hielt zu Pferd: der kommandierende Divisionär Oberst Eduard Ziegler, sein Stabschef Oberstleutnant Siegfried[1] und seine Adjutanten; ferner der Brigadier Oberst König und die Stabsoffiziere des Bataillons. Jenseits der Reuß sah man die heranrückenden Kolonnen der Brigade Egloff mit der Divisionsartillerie.

Ich war gerade daran, mit begreiflichem Interesse den Divisionär und seinen Stab mir genauer anzusehen, als der erste gegen unsere Stellung gerichtete Kanonenschuß fiel.

Es war eine acht Pfund Luzerner Batterie, die den Kampf eröffnete. Die feindliche Artillerie hatte die

[1] Der hier erwähnte Oberstleutnant Siegfried war der damalige aargauische Regierungsrat und Militärdirektor, späterer Zentralbahndirektor Friedrich Siegfried von Zofingen, nicht zu verwechseln mit dem spätern Oberst Hermann Siegfried von Zofingen, Chef des eidgenössischen Stabsbureaus und des eidgenössischen Generalstabs. (Anmerkung von befreundeter Seite beigefügt.)

Distanzen aus der Schanze von Gislikon gut abgemessen; denn trotz der großen Entfernung fielen alle Kugeln ganz in unserer Nähe zu Boden, zum Glück ohne zu schaden. Die Batterie schoß Vollkugeln, Granaten hätten anders gehaust!

Die ersten Kugeln schlugen unweit des Bataillons ein, das auf die Weisung des Divisionärs sofort eine Frontveränderung ausführte, um dem Artilleriefeuer nicht die Flanke zu bieten.

Bei Beginn des Feuers hatte ich die Oberoffiziere fest im Auge, da es mich wundernahm, zu wissen, welchen Eindruck die „Brummer" auf die Herren machten.

Ziegler und Siegfried verzogen keine Miene. Da die Oberoffiziere kalt blieben, so blieb auch das Bataillon ruhig.

Ich konnte meine Beobachtung nicht weiter fortsetzen; denn nun richtete die Artillerie ihr Feuer gegen die Stellung der Schützenkompagnie und gegen den Brückenschlag, der eifrig von der Zürcher Pontonierkompagnie in Angriff genommen war.

Manche Schützen hatten sich beim Surren der Kugeln hinter die Bäume retiriert, die dort vereinzelt oder auch in Gruppen unter dem Gestrüpp standen.

Ich blieb ungedeckt auf dem Platz, wo man mich hingestellt hatte. Da schlug ein Geschoß vier Schritte von mir in den Boden und warf mir die aufgewühlten Klumpen Erde heftig in das Gesicht und auf den Leib, so daß ich im ersten Moment nicht wußte, ob ich getroffen sei. Die Kameraden schauten alle auf mich; da ich aber ganz heil war und ruhig anfing, mich von dem Schmutz

zu reinigen, meinten die Schützen, ich sollte die Spuren des Ehrenzeichens nicht wegwischen.

Kurz darauf trat unser neuer Führer, Wachtmeister Sutermeister, zu mir. Er war freundlich, lobte mich, daß ich meinen Platz nicht verlassen habe und mokierte sich in humoristischer Weise über den Schrecken, der verschiedene Leute reihenweise hinter die Bäume getrieben hatte.

Es war auch psychologisch recht belehrend zu sehen, wie die Wirtshausrenommisten still geworden waren und wie einige derselben käseweis aussahen, während die einfachen, im Dienste ganz stillen Leute ruhig blieben. Ein Hauptschreier perorierte in großer Angst in einem fort: der Feind sehe unsere Tschakogarnitur, die müsse man ablegen; dabei verkroch er sich hinter die Reihe, die den dicksten Baum als Schirm gewählt hatte. Einige Tage später traf ich diesen Helden in einer Stube in Beromünster, wie er zwei arme Weiber mit seinem Seitengewehr bedrohte, um irgend etwas zu erpressen. Ich war, durch das Schreien der geängstigten Frauen bewogen, ins Haus getreten, öffnete sachte die Türe und trat unbemerkt hinter meinen Mann. Ich schlug ihm auf die Achsel mit den Worten: „So, J. B., heute brauchen wir die Schuppen vom Tschako nicht wegzureißen. Was gibt's da!" Er verließ das Haus wie ein begossener Pudel und vermied es in der Folge, mir in Aarau unter das Gesicht zu treten.

Ich war sehr froh, daß ich gleich zu Anfang im Feuer gestanden war, es war ein wahrer Glücksfall, denn die feindliche Batterie ließ bald von uns und der Brücke ab und wählte sich nähere Ziele.

Und wie hatte ich diese erste kleine Probe bestanden? Äußerlich war ich ruhig geblieben; allein ich hatte doch nach dem geschilderten Moment ein leises Zittern in den Knien verspürt. „Was ist das? Du bist doch kein Lump!" rief ich mir zornig zu. Mit dieser Frage an mein Ehrgefühl war auch meine Nervenaufregung beseitigt.

Es ist eine eigene Sache mit dem Mut. Es gibt Leute, die keine Nerven zu haben scheinen, oder deren Nerven Schiffstaue sind, die schwer bewegt werden können. Solche Soldaten besitzen physischen Mut. Ist derselbe einmal erschüttert, so brauchen diese Leute längere Zeit, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen, wenn die moralischen Potenzen in ihnen nicht genügend vertreten sind. Man studiere zum besseren Verständnis nur die Panik, die ja schon die bravsten Truppen ergriffen hat.

Gebildete Menschen, an denen die verfeinerte Zivilisation schon herumgenagt hat, sind oft nervös. Das will in diesem Falle sagen: die physische Kraft kann momentan dem Willen den Dienst versagen. Da muß der moralische Mut, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und vor allem das Ehrgefühl die Basis bilden, von der aus der körperliche Lähmungszustand überwunden und der mutige Wille Meister wird.

Wer behauptet: er sei im Feuer immer ruhig geblieben, ist ein schlechter Beobachter der Vorgänge in seinem Innern. Einen Moment der Befangenheit oder der übermäßigen Erregung fühlt auch der kaltblütigste Mann. Glücklich, wenn dieser Moment nur ganz kurz andauert!

Es fällt mir eine Anekdote ein, die insoweit sogar aktuelles Interesse hat, als der Zar letzthin die Zuaven als die tapferste Truppe der Welt erklärt hat.

Bei einer Reise in Oberitalien machte ich die Bekanntschaft eines Zuavenobersten, der mich jüngern Offizier sehr freundschaftlich aufnahm. Der Oberst erzählte mir aus dem Französisch-Österreichischen Kriege, und ich sprach mich bewundernd über die glänzende Tapferkeit der Truppe aus.

„Ja," sagte der Oberst lachend, „die Zuaven gelten als die bravste Truppe der Welt; sie sind es auch! Aber wie geht es bei einer Attacke zu: die Offiziere sind natürlich voran, die sind alle voll Ehrgeiz, dekoriert zu werden. Die Spitze der Kolonne folgt ‚heldenmütig' trotz des drohenden Unterganges – sie kann nicht wohl anders, denn die hintern Sektionen, die sich relativ sicher fühlen und am lautesten ‚En avant' schreien, drängen heftig nach, so daß die vorderen Sektionen vorwärts müssen. So stürzt sich das ganze Bataillon mit dem größten Elan gegen die feuernde Linie des Feindes – und die Tradition der ‚tapfersten Truppe der Welt' ist gewahrt." – –

Die Artilleriereserve unter Oberst Denzler hatte das Feuer gegen die Schanze begonnen und das feindliche Artilleriefeuer zum Teil auf sich gelenkt. Die Brigade Egloff hatte sich zum Angriff gegen Gislikon formiert. Der Divisionsstab ritt über die Brücke ans rechte Reußufer. Ihm folgte die Brigade König, die gegen den Berg vorging. So war unsere Schützenkompagnie einstweilen ohne Arbeit. Wir hatten beide Brückenenden mit Wachen besetzt, die übrigen Soldaten standen herum und beobachteten den Gang des Gefechtes, der am aufsteigenden Pulverdampf leicht zu erkennen war. Wir sahen das Vorprellen der Batterie Rust gegen

die Schanze, das Schnellfeuer und dann den plötzlichen Rückzug. Lange stand das Gefecht am Berg, bis der Feind sich überall zurückzog.

Nun kamen gefangene Feinde über die Brücke. Ein Mann aus dem „Rächerkorps", mit einem Totenkopf als Abzeichen an der Mütze, fiel mir besonders auf, da er, trotz seines furchtbaren Namens und seines Emblems, wie ein Kind flennte. Zwischen hinein kamen Transporte von Verwundeten. Da war es psychologisch für mich wieder interessant, wie die Soldaten, die sich während des Gefechtes mit sehr eingehenden Baumstudien beschäftigt hatten, beim Anblick der Verwundeten über die Gefangenen herfallen wollten, was wir aber sehr energisch verhinderten.

Kurz, wir hatten viel zu sehen, zu tun und waren in großer Aufregung.

Das Hauptwunder des Krieges war die von der ganzen Welt und am meisten von uns Schweizern angestaunte Tatsache, daß die Eidgenossen, Freund und Feind, eine Armee von über 150000 Mann ins Feld gestellt hatten. Ein ebenso großes Wunder war aber auch die gute Ordnung im Kommissariatswesen, das Oberst von Abys doch eigentlich aus nichts hatte gründen müssen, was nur einem Genie gelingen konnte.

Natürlich mangelte am 23. November die Magazinverpflegung, da bei der Häufung der Truppen auf den Straßen keine Proviantfuhrwerke durchkamen. Notrationen waren noch unbekannt, und so verlegten sich die Soldaten auf das Requirieren, das aber nicht überall ordnungsgemäß betrieben wurde, wenigstens dort nicht, wo man es mit einer feindlich gesinnten

Bevölkerung zu tun hatte. Die schweizerischen Milizen waren von alters her nicht um ihrer milden Kriegführung willen berühmt, und die Milizbataillone zur Sonderbundszeit waren teilweise zum Plündern und zwecklosen Verwüsten sehr aufgelegt, sobald sie Meister waren. Es fehlte die gründliche Schulung der Truppen, und bei den Offizieren die Erkenntnis, daß eine Truppe, die plündert, wenig Wert hat, wenn es zum Kampfe kommt, da ihr die Grundlage aller militärischen Tugenden eines Heeres, die Disziplin, fehlt und durch solche Ausschreitungen immer mehr zugrunde geht.

Von dieser herrschenden Undisziplin und Zerstörungswut zeugten denn auch die zahlreichen Brände der Häuser und Scheunen, die am 23. November abends am Rooterberg nach beendigtem Gefecht in Flammen aufgingen.

Es war schauerlich schön, wie die Lohe aller Orte in den sternenbesäten Himmel emporstieg. In den Biwaks aber gab es Überfluß an wohlfeilem Fleisch, Käse, Most und Schnaps.

Übel erging es auch den Gehöften im Zugergebiet, die unfern der Brücke lagen. Der Hauptmann ging mit mir als Begleiter zu einem großen Bauernhause auf einem Hügel des rechten Ufers, um den Gang des Gefechtes besser beobachten zu können. Wir bestellten Most sowie Käse und Brot, die aber nicht erhältlich waren. Als dann jeder von uns für den Most dem alten Bauer ein rechtes Geldstück gab, weinte der Mann vor Rührung und wünschte uns tausend Gottesdank. „Sein ganzer Käse- und Mostkeller sei ihm heute von den Zürchern geleert worden, aber das sei das erste Geld, das ihm geboten werde!“

Die Kompagnie kantonierte 160 Mann stark in zwei Gehöften von Eien, nahe der Brückenstelle.

Wie lange wir dort blieben oder wohin wir dislozíert wurden, ist mir nicht mehr erinnerlich. Da kam der Befehl, die Kompagnie habe zur Hälfte nach Luzern, zur Hälfte in eine Ortschaft nahe der Stadt zu rücken.

Luzern trafen wir von Truppen so überfüllt, daß wir Stunden brauchten, um zur befohlenen Sammelstelle zu kommen. Wir Aarauer Schützen gingen dann ins Maienrisli. Es wurde gezecht, und bis tief in die Nacht hoch gespielt, woran ich mich aber nicht beteiligte. Endlich legte sich alles auf den Stubenboden, den Tornister als Kopfkissen zum Schlafen.

Der Krieg war beendet. Die Sonderbundsregierung hatte das Weite gesucht. Der Rückmarsch der Truppen begann, soweit dieselben nicht zur Okkupation des feindlichen Gebietes bestimmt waren.

Zuerst wurden die Reserven entlassen. Wir kamen in Etappen nach Beromünster. Die Stadt war von Truppen überfüllt, so daß sogar die Stäbe von Bataillonen, die zuletzt angekommen waren, kein anderes Unterkommen für die Nacht fanden als den Boden in der Wirtsstube.

Ich aber wollte nach so vielen Tagen wieder einmal in ein Bett kommen, denn mein Fuß schmerzte mich über die Maßen. Ich ging in die Küche, in der gesotten und gebraten wurde und wandte mich an die Wirtin mit dem Gesuch, mir ein Bett zu verschaffen. Die stämmige Frau lachte hell auf: „Was! Ein gemeiner Schütze will ein Bett und die Offiziere müssen

auf dem Boden schlafen!“ Da ließ ich einen harten Kronentaler in ihre Hand gleiten. Das half. Auf einen Wink folgte ich der Frau zu einer hübschen Stube. „Da,“ sagte sie, „ich muß doch die ganze Nacht kochen und komm' nicht zur Ruh', legt Euch in mein Bett.“

Den andern Morgen meldete ich mich beim Feldwebel und bat um die Erlaubnis, heim nach Aarau fahren zu dürfen, da ich unmöglich mehr laufen könne. Ich erhielt sofort vom Hauptmann meine Entlassung mit einigen anerkennenden Worten.

In wenig Stunden hielt mein Fuhrwerk am Storchen in Aarau, von wo aus ich vor etwa drei Wochen ins Feld gerückt war.

* * *

Zweites Kapitel

Lehrjahre[1]

1. Einführung in die drei Waffen

Im Frühjahr 1848 trat ich als Aspirant in die Vorbereitungsschule für Infanterieoffiziere. Der Oberinstruktor der aargauischen Infanterie war Oberst Friedrich Gehret.[2]

Gehret war mein älterer Freund. Als Kantonsschüler besuchte ich öfters die Familie seines Bruders.[3] Von da zählte meine Bekanntschaft mit ihm, die sich im Laufe der Zeit zu einer innigen Freundschaft ausbildete.

Gehret hatte eine etwas stürmische Laufbahn durchgemacht. Er hatte selbstbewußt sich der strengen Zucht seines Vaters entzogen und war, sein Studium (Mechanik) verlassend, in neapolitanischen Dienst getreten (1837–1841), den er nach vier Jahren geläutert und als gereifter Charakter wieder verließ.

Gehret war eine prächtige liebenswürdige Natur. Von großem Wuchs und schlanker Figur, war er in

---

[1] Zuerst erschienen in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1914, Nr. 1–4).

[2] Oberst Fr. W. Gehret wurde als Sohn des 1844 in Aarau verstorbenen Regierungsrates Jakob Gehret am 14. November 1815 geboren und starb am 20. Mai 1857.

[3] Forstrat Gehret in Aarau.

seinem ritterlichen Wesen das Musterbild eines schneidigen Offiziers. Gehret besaß in seinen Umgangsformen einen eigenen Zauber, der ihm sofort die Herzen seiner Untergebenen gewann. Im Dienste war er streng, aber kein Pedant. Er liebte das flotte Wesen, wenn es der Ausdruck gesunder Jugendfrische und eines lebhaften Geistes war; er verleugnete darin seine eigene Laufbahn nicht. Die Hohlköpfe, die Dutzendmenschen, die Schmeichler und die Duckmäuser waren ihm in der Seele zuwider.

Gehret besaß einen scharfen, klaren Geist, der mit einer gehörigen Dosis sarkastischen Humors gewürzt war. Vom Scheitel bis zur Sohle Soldat, war er nicht durch seine Gelehrsamkeit, wohl aber durch sein Wesen und sein Beispiel der richtige Lehrer für die Truppen und das Offizierskorps. Höhere kriegswissenschaftliche Ausbildung fehlte Gehret, was sehr begreiflich war, da die Armeen in Neapel und auch in Frankreich bis zum Jahre 1870 keinen Hochschein von einer höheren kriegswissenschaftlichen Ausbildung des Infanterie-Offizierskorps hatten.

Gehret fühlte dies. Er suchte durch Studium diesem Mangel abzuhelfen; allein es gelang ihm dies nur zum Teil, so daß, als er in spätern Jahren nach seiner Rückkehr aus französischem Dienst zum Oberinstruktor der eidgenössischen Infanterie ernannt worden war, er bei der ersten höhern Offiziersschule den Unterricht von einer allzu tiefen Basis aufzubauen begann.

Trotz aller Lebenskraft und brillantem gesellschaftlichen Talent lag ein melancholischer Zug in Gehrets Gemüt. Infolge von Gelenkrheumatismus bildete sich

ein Herzleiden aus, das sich immer drohender gestaltete. Gehret wollte der Qual ein Ende machen und trat als Oberstleutnant in eines der schweizerischen Regimenter, die während des Krimkrieges von Frankreich geworben wurden. Aber vergebens suchte er in Afrika den Soldatentod, indem er nächtelang bei den gefährlichsten Vorposten zubrachte (1856). Endlich sah sich Gehret genötigt, den Dienst zu quittieren, da er als Ehrenmann die betrügerischen Praktiken verschiedener Militärbeamter der Brigade nicht mit ansehen wollte.[1]

Ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er an die Spitze der eidgenössischen Infanterieinstruktion nach Bern berufen. Zum Abschiede schenkte ich ihm meinen Revolver. Es war die Waffe, mit der er sich wenige Monate nachher den Tod gab, um dem Wahnsinn zu entgehen, der als letzte Konsequenz seines Herzleidens seinen Geist zu umnachten drohte und dessen Nahen er fühlte.

Ich bedaure heute noch den Hinschied dieses Freundes wie am Tage der Katastrophe. Die sympathische Gestalt Gehrets gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens.

Es waren etwa 40 Aspiranten, die sich zur Schule angemeldet hatten. Heute müssen die jungen Leute ohne Ausnahme die Rekrutenschule durchmachen und als Unteroffiziere gedient haben, bis sie in die Offiziersbildungsschule berufen werden.

Das war damals nicht der Fall, und so mußte zuerst eine Sichtung vorgenommen werden, um die Ele-

[1] Ein weiterer Grund, der ihn bewog, den afrikanischen Boden zu verlassen, war der drohende Kriegsausbruch zwischen der Schweiz und Preußen (1857) wegen des Neuenburger Handels.

mente zu beseitigen, die sich nach Bildung und Haltung nicht zum Eintritt ins Offizierskorps eigneten. Dies geschah nach einem schriftlichen Examen.

Allein es blieben trotzdem noch eine Reihe sehr zweifelhafter Gestalten, über deren Eignung man erst im Laufe der Zeit zu urteilen berechtigt war.

Oberst Gehret berief mich zu sich und gab mir den Auftrag, die ganze Gesellschaft zu versammeln und den Leuten einen Anstrich von „Komment" beizubringen, um die rohen Formen auszutreiben.

Das tat ich nun während der Schule mit offenbarem Erfolg. Am ersten Abend kommandierte ich alle in eine große Brauerei und präsidierte dem improvisierten Kommers. Wir blieben natürlich bis tief in die Nacht und wurden alle beim Eintritt in die Kaserne vom wachhabenden Instruktor aufgeschrieben.

Den andern Morgen erschien Oberinstruktor Gehret mit scheinbar sehr erzürnter, ernster Miene vor der Front.

„So, das ist ja ein schöner Anfang von Disziplin! Neun Uhr abends ist Zimmerverlesen, und Sie kommen ein Uhr nachts heim! Die ganze Schule 24 Stunden Kasernenarrest!"

Da trat ein Aspirant vor die Front und meldete in devotem Tone: „Herr Oberst, ich war um neun Uhr in der Kaserne und bin nicht mit den andern ins Wirtshaus gegangen."

„Was?" fuhr der Oberst auf, „Sie sind nicht mit Ihren Kameraden gewesen! Zweimal vierundzwanzig Stunden Arrest!"

Mit einem Schlage war Gehret der Abgott der Schule geworden. Ordnung muß sein; aber gute Kamerad-

schaft und keine Duckmäuserei war die Parole, die jeder verstand.

Die Kaserne war eine ganz niederträchtige, winklige Spelunke, deren Zustand allem Schabernack Vorschub leistete. Es war eine Schande, anständige junge Leute acht Wochen in dieses gottvergessene Loch einzusperren, und der Drang, selbst mit Lebensgefahr zu entweichen und die Nächte außerhalb dieser Flohhütte zuzubringen, war sehr begreiflich.

Gearbeitet wurde fleißig. Die Reglements damaliger Zeit waren sehr kompliziert. Aber das alles war nur ein formales Wissen, das mich nicht befriedigen konnte. Ich fing denn auch sofort an, mir eine Bibliothek militärischer Klassiker anzuschaffen, diese fleißig zu studieren und selbständige Aufgaben zu lösen.

Ich verließ die Schule mit sehr guter Note, was meinen Sinn für das Soldatenwesen nur noch steigerte.

Ursprünglich wollte ich, nach Absolvierung der Infanterieschule, in die Kavallerie eintreten. Meine Freunde Gehret, Herzog und Finsterwald überredeten mich, diesen Plan fallen zu lassen und die Artillerie als die „wissenschaftlichste und vornehmste Waffe" zu wählen. Ich trat deshalb sofort nach Beendigung des Infanteriekurses in die Artillerieaspirantenschule in Aarau ein.

Nach dem Sonderbundskriege wurde die Artillerie (wie die übrigen Spezialwaffen) eine eidgenössische Waffe; nur die Infanterie blieb noch unter kantonaler Instruktion bis 1874. Doch brauchte es Zeit, bis die neue Organisation des Unterrichts im Gange war und voll funktionierte. Ich kam daher gerade in das Übergangsstadium. Die Schule war nicht kantonal; sie konnte

als ein improvisierter Versuch einer künftigen eidgenössischen Artillerieschule gelten.

Die Schule wurde vorzüglich geleitet durch den Hauptmann im eidgenössischen Artilleriestab Hans Herzog, nachmals General der Armee.

Artilleriestabshauptmann Finsterwald instruierte den Traindienst. Zur Instruktion der Geschützschule war Hauptmann Otto Senn und zur Instruktion des Stalldienstes usw. Wachtmeister Dillo zukommandiert worden.

Ich denke mit großer Genugtuung an diese Schule, die mir eine solide Grundlage für die Artilleriewissenschaft und den praktischen Felddienst gab.

Der Plan für die auf neun Wochen verlängerte Schule war von dem Leiter des Kurses sehr glücklich angelegt worden. Wir erhielten, in Abweichung der früheren formalen Schablone, eine Übersicht der wissenschaftlichen Seite und Einsicht in die Taktik der Waffe. Zu tief konnte Herzog in die Theorie nicht gehen, da unter den zehn Aspiranten nur ein Teil genügende mathematische Vorbereitung besaß. Herzog wußte mit Geschick diese Klippe zu umgehen und trug das wirklich notwendige Wissen so klar vor, daß auch die Minderbegabten mit Interesse und Vorteil den Vorlesuugen folgen konnten.

Ein Oberstleutnant der französischen Artillerie, mit dem ich zu Anfang der 1850er Jahre in Dieppe zusammentraf, antwortete mir auf meine Klage, daß das Gros der Artillerieoffiziere in unsern Zentralschulen wohl das Schießen und den Felddienst ziemlich gründlich (damalige Zeit!) übe, allein in dem höhern Kalkül und den Fragen der Konstruktion weniger bewandert sei: „Mein Gott, seien Sie doch froh! Ich habe alle

höhern Militärschulen des Landes durchgemacht, um dann später all diesen gelehrten Kram zu vergessen. Es ist ja nötig und gut, wenn es einige Artillerieoffiziere gibt, die die ‚bosse' für die höhere Mathematik oder für Probleme der Geschütz- und Geschoßkonstruktion haben; aber für den Truppenoffizier der Artillerie genügt eine richtige Schußtabelle und das Verständnis, sie gut anzuwenden. Alles andre ist unnützer Ballast! Ja, es scheint mir fast, daß die Artillerieoffiziere in der Schweiz uns in den praktischen Übungen überlegen sind; denn ich habe den Stalldienst nie selbst betrieben; ich habe weder Anschirren noch Fahren gelernt, und die Pferdekenntnis und die Kenntnis des Hufbeschlages in dem Umfang, wie Sie dies betrieben zu haben scheinen, desgleichen die Felddienstübungen und das Schießen in unbekanntem Terrain sind mir fremd."

Diese Bemerkung des Oberstleutnants bezog sich auf folgenden komischen Vorfall.

Ich war damals in Dieppe mit dem aus der Truppe hervorgegangenen Artillerieleutnant, der das dort befindliche Detachement kommandierte, sowie mit den Offizieren des Infanteriebataillons bekannt und befreundet worden. Das Pferd des Artillerieleutnants ging eines Tages lahm, und weder die Offiziere noch der Kurschmied konnten herausfinden, was die Ursache war und was zu machen sei.

Der Offizier lief zu mir und bat mich nachzusehen: „Ma pauvre petite bête boite!" Als ich kam, stand das ganze Detachement um den Gaul. Ich sah im ersten Moment, daß das Pferd auf einem andern als dem

mir angegebenen Fuße hinke und daß es wahrscheinlich vernagelt sei. Allein ich machte zuerst einigen gelehrten Hokuspokus, untersuchte auf Schulterlähme usw., wobei die Artilleristen sich zuraunten: „Voilà un gaillard qui sait son affaire!“ Endlich ergriff ich den Hammer, hob den Fuß des Tieres auf und zeigte zuletzt mit einem leichten Schlag auf den Nagel des Hufes die kranke Stelle den erstaunten Zuschauern. Ich ließ nun das Eisen abnehmen, reinigte die Wunde und legte einen Brei von Lehm und Essig um den Huf. Ich übernahm die Behandlung und ordnete nach der Heilung den neuen Hufbeschlag an.

Dabei erfuhr ich, daß die Pferdekenntnis usw. den Herren Kameraden ein völlig unbekanntes Gebiet war. Als ich nun erzählte, daß wir Offiziere in der Schule mit den Geschützen über breite Gräben gesetzt und auch manchmal, drei Mann und sechs Pferde, pèle – mèle hereingestürzt seien, daß wir alle möglichen Fahrkunststücke durch Engnisse und an steilen Berghalden usw. ausgeführt hätten und gar, daß wir den ganzen Stalldienst monatelang eigenhändig besorgen mußten, da war der Verwunderung kein Ende.

Als dann die liebenswürdigen Kameraden der Infanterie und Artillerie mich auf meinem Zimmer besuchten und auf dem Tische Clausewitz, Radetzky und andere Heilige der Art vorfanden, da stieg ihr Erstaunen auf das höchste, daß die Leutnants in der Schweiz Werke studieren, die in Frankreich höchstens in den obersten Generalskreisen einige gelehrte Streber interessieren.

Da erfuhr ich denn auch, daß meine lieben Kame-

raden selbst, abgesehen von einigen Legenden der Ruhmesjahre, nichts kannten als die Dienstreglements und die Kompagnie-, Bataillons- respektive Batterieschule. Die französische Armee hat 1870 diesen Mangel an wissenschaftlicher Erziehung des Offizierkorps bitter büßen müssen!

Da ich hier bei dem Kapitel der Lehrjahre bin, füge ich hier, die Zeit übergreifend, ein, daß ich, um mein militärisches Wissen zu vervollkommnen, zu Anfang der 50er Jahre die, wenn ich nicht irre, erste (oder zweite) eidgenössische Rekrutenschule der Kavallerie unter Oberst Hans Ott durchmachte.

Die Kavallerie hatte sich früher, als kantonale Waffe, in einem bitterbösen Zustande befunden. Oberst Ott hat das Verdienst, zuerst das feldmäßige Reiten „kurze Zügel und kurze Bügel" eingeführt zu haben. Die Schwadronen fingen an flott und kühn zu reiten. Allein sonst lernte die Reiterei nicht viel, und stand es mit der Disziplin der Dragoner, die meistens Geld genug in der Tasche hatten, nicht zum allerbesten.

Vom ersten Tage an verwendete mich, den alten Korpsburschen, der Oberst als Instruktionsoffizier für das Säbelfechten; allein ich gelangte bald zu einer noch wichtigern Tätigkeit als Lehrer.

Der Oberst hatte eines Tages einen Ausmarsch mit „taktischer Übung" von Aarau nach Schönenwerd befohlen, die eine Partei links, die andere rechts der Aare. Es gab nun damals keine Brücke bei Schönenwerd, sondern nur eine Fähre. Dessenungeachtet lautete der Befehl: das Detachement links der Aare, das ich befehligte, habe über den reißenden Fluß zu setzen und die Ab-

teilung, die in dem Dorfe Schönenwerd stand, anzugreifen.

Es war diese Aufgabe für die Kavallerie geradezu sinnlos gewählt.

Ich wußte nun, daß die Dragoner einschließlich der Führer noch nie Unterricht über Marsch, Marschsicherung, Verhalten der Patrouillen, Meldewesen usw. erhalten hatten. Bevor ich aufbrach, sammelte ich daher mein Detachement und fing an, das Notwendigste aus diesen Verhältnissen vorzutragen. Der Oberst, der zufällig dazu kam, befahl mir mit meinem Vortrag einzuhalten, bis die vorher abgerittene feindliche Abteilung, die er zurückkommen ließ, auch zuhören könne. Das war die erste Feldinstruktion bei unserer Kavallerie![1]

Die nun folgende Übung fand eine überaus unnatürliche Lösung, die ich nur ihrer Komik wegen erwähne.

An der großen Fähre angekommen, ließ ich absitzen und die Dragoner zu vieren, dicht aufgeschlossen, die Pferde in das Schiff führen. Am andern Ufer stand der Feind, der uns während der Fahrt mit aller Muße beschoß. Zwanzig Schritte vom Ufer befahl ich „Aufsitzen!", wobei ein Pferd in die Aare stürzte, und „Säbelziehen!"

Kaum berührte die Fähre das Ufer, erfolgte mein Kommando: „Zur Attacke auf den Feind!", der uns rings umstellt hatte. Die Spitze hieb ein, und die übrigen marschierten auf. Es gab verschiedene Verwundungen, so daß wir Offiziere Mühe hatten, dem unsinnigen Kampf ein Ende zu machen. Der nachmalige Bundesrat Scherer war als Leutnant bei meiner Abteilung.

[1] Ungefähr vierzig Jahre später schrieb Oberst Rothpletz die erste Gefechtsmethode dieser Waffe.

2. Im Tessin (1848)[1]

Die Tessiner Truppen hatten sich im Sonderbundsfeldzug nicht gut gehalten. Der Ansturm einiger Urner Kompagnien hatte genügt, die Tessiner Bataillone, die vom Gotthard bis Airolo und weiter abwärts echelloniert standen, in bedenklicher Unordnung in die Flucht zu schlagen.

Die ganze Misere in der Organisation und Instruktion der tessinischen Truppen lag offen vor Augen und forderte den Spott des Landes heraus. Eine gründliche Heilung des Schadens war unumgänglich nötig, und so entschloß sich denn die Tessiner Regierung, deutsch-schweizerische Instruktoren zu engagieren, um zuerst das Offiziers- und Unteroffizierskorps und dann die ganzen Bataillone von Grund aus neu auszubilden.

Oberst Gehret wurde berufen und nahm die Wahl an. Zu ersten Instruktoren wählte er den Infanteriehauptmann Zehnder von Zofingen und mich. Ich hatte gleichzeitig den Dienst als Brigadeadjutant zu versehen. Dazu traten noch einige aargauische Unterinstruktoren, die früher in den Schweizer Regimentern in Rom und Neapel gestanden hatten, somit der Landessprache mächtig waren.

Lugano wurde zum Waffenplatz gewählt. Die Dauer der Instruktion war auf zwei Monate (März und April) festgesetzt, wovon der erste Monat zur Ausbildung der Kader bestimmt war.

An Truppen rückten ein: das Bataillon F. aus dem

[1] In der „Monatsschrift" 1914: Nr. 2, S. 75 zu lesen: 1848, nicht 1849.

Seebezirk und das Bataillon M. aus den nördlichen Gebirgstälern.

Hauptmann Zehnder wurde dem beweglichen Seebataillon, ich dem etwas schwerfälligern Bergbataillon zugeteilt. Beide Bataillone waren je über 900 Mann stark.

Wir drei Instruktoren hatten unser Quartier im „Albergo svizzero" aufgeschlagen.

Die Antrittsbesuche beim Regierungsrat und bei Oberst Luvini waren gemacht. Die Kader waren eingerückt und vorgestellt. Der Unterricht hatte bei leidlichem Wetter schon einige Zeit gedauert – da erkrankte Gehret schwer.

Die sechs Bataillonsärzte traten zur Beratung zusammen. Nach geschehener Untersuchung zogen sich die Herren zur Schlußnahme in ein eigenes Zimmer zurück. Ich trat mit ein. Nach längerer Beratung wurde einstimmig beschlossen, dem Patienten eine starke Blutentziehung zu machen; helfe der erste Aderlaß nicht genügend, so müsse man mit diesem Mittel fortfahren.

Ich hatte mich bisher abseits gehalten, nun trat ich in den Kreis der Söhne Äskulaps und sprach in höflichem, aber festem Ton: „Meine Herren Doktoren! Sie beabsichtigen meinem Obersten zur Ader zu lassen. Nun erkläre ich Ihnen als Adjutant des Obersten, daß der erste der Herren, der den Arm des Patienten mit einer Lanzette berührt, Bekanntschaft mit dieser Lanzette machen wird (wobei ich an meinen Säbel schlug); ich dulde keine Blutentziehung!"

Entsetzt wichen die Herren zurück. Sie protestierten mit Recht gegen meine Einmischung in rein ärztliche Fragen und erklärten mich für die Folgen verantwortlich.

Ich übernahm die Verantwortlichkeit und schickte die Herren heim.

Nun schrieb ich sofort an unsern Arzt in Aarau. Der billigte meine Maßnahmen, sandte die verlangte Medizin und gab weitere Verhaltungsmaßregeln.

In drei Wochen war der Oberst wieder gesund!

Ich glaube, heute steht die Wissenschaft der Medizin in Italien auf der gleichen Höhe wie anderwärts in der zivilisierten Welt. Damals aber hielten die italienischen Ärzte die fortgesetzte Blutentziehung für das souveräne Mittel gegen alle mit Fieber verbundenen Krankheiten. Es war diese Behandlung in vielen Fällen ein wissenschaftlicher Mord. „Die Krankheit wurde gehoben; allein fatalerweise starb der Patient mit der Genesung." So wurde Cavour[1] getötet, und so wäre es sicher auch meinem lieben Obersten gegangen, wenn ich nicht mein Veto eingelegt hätte.

Mit der Erkrankung Gehrets lag die ganze Last der Instruktion auf meinen und meines Kameraden Schultern.

Die ersten vier Wochen unterrichtete ich die Kader in französischer Sprache. In den Nächten studierte ich die italienische Militärsprache aus piemontesischen Reglementen. Ich brachte es soweit, daß ich die Truppen, die im zweiten Monat einrückten, italienisch instruieren konnte. Machte ich Sprachfehler, was manchmal geschah, so korrigierten mich die braven Leute mit großem Eifer, ohne dabei den Respekt zu verlieren.

Das ärgste aber war für unsere Arbeit, daß zugleich

---

[1] Der berühmte italienische Staasmann, gest. 1861.

mit Gehrets Erkrankung die Regenzeit eintrat. Es schüttete Tag und Nacht was vom Himmel herunter konnte, so daß wir nie aus den nassen Kleidern kamen. Wir arbeiteten fast über unsere Kräfte. Man denke, der jüngste Artillerieleutnant der Armee als einziger Offiziersinstruktor eines Bataillons von über 900 Mann und als geistiger Erzieher eines Offizierskorps, das zum größten Teil keinen Hochschein von militärischem Wissen und Können hatte! Dazu das schreckliche Wetter, die Landstraße als Exerzierplatz, weil das hierzu bestimmte Feld fußhoch überschwemmt war und fast bis zum Ende der Schule so blieb; die Mannschaft kompagnieweise in Klöster verteilt, anstatt in einer Kaserne in meiner Hand zu sein.

Doch die Sache ging, dank dem großen Eifer des Offizierskorps und der Mannschaft, etwas zu lernen, dank meinem soldatischen Sinn, der mich nicht ermüden ließ, dank meinem Ehrgeiz, den Obersten zufrieden zu stellen, wenn er wieder auf dem Felde erschien.

Das Garnisonsleben in Lugano war sonst sehr angenehm. Die Bevölkerung war uns respektvoll sympathisch zugetan. Die gute Gesellschaft war voll Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit.

Ich erzähle nun einen Vorfall, der für mich sehr lehrreich war und der heute erneutes Interesse hat, seitdem vor nicht langer Zeit[1] die Kaserne in Bellinzona der Schauplatz einer Militäremeute war.

Die Mannschaft des Bataillons war noch nicht eingerückt. Die Unteroffiziere hatten ein verlassenes Kloster

[1] Im Oktober 1892.

in der Stadt bezogen; die Offiziere wohnten in den Gasthöfen.

In Italien war der Krieg ausgebrochen; Garibaldi[1] hatte seine Operationen begonnen. Die Eidgenossenschaft wollte ihre Neutralität sicherstellen und sandte eine Brigade unter dem Oberkommando des Obersten Eduard v. Salis nach dem Tessin, Hauptquartier Lugano. Die eidgenössischen Truppen mußten untergebracht werden, und ich erhielt den Befehl, mit den Kader meines Bataillons das Kloster zu räumen und ein weiter entferntes zu beziehen.

Die Unteroffiziere traten um 1 Uhr im Klosterhof an; sämtliche Offiziere waren anwesend. Man packte alles auf, und wir marschierten unserm neuen Quartier zu. Da ereilte mich mitten auf dem Wege der Gegenbefehl, das alte Kantonnement wieder zu beziehen.

Wir machten „Kehrt", und die Leute waren gerade damit beschäftigt, sich wieder einzurichten, als ein erneuter Befehl uns vorschrieb, nun doch auszuziehen. Wir packten wieder auf. Aber kaum waren wir einige hundert Meter fortmarschiert, als eine Ordonnanz uns nochmals den Befehl brachte, wieder zurückzukehren. Erneut richteten die Leute die Küche und die Zimmer ein; da brachte eine andere Ordonnanz mir den dritten Gegenbefehl, nun doch auszuziehen.

Ich gab den Befehl weiter – – da brach die Emeute los! Die Unteroffiziere rotteten sich zusammen. Alles schrie, pfiff und tobte. Man warf die Effekten fort; kurz, man verweigerte mir den Gehorsam!

[1] Garibaldi (1807–1882), der bekannte italienische Freiheitskämpfer.

Einzelne Offiziere wollten die Leute beruhigen, goſſen aber damit nur Öl ins Feuer.

Das erſte war, daß ich die kleine Wache, die am einzigen Ausgang des Kloſterhofes ihr Wachtzimmer hatte, ſofort antreten ließ. Dem die Wache kommandierenden Wachtmeiſter, den ich als zuverläſſig kannte und mit Namen nannte, erteilte ich den Befehl: Niemand hinauszulaſſen und, wenn dies mit Gewalt verſucht werden wolle, von der Waffe Gebrauch zu machen. Der Wachtmeiſter bemerkte mir, indem er den Befehl wiederholte, der Major ſei bei dem erſten Lärm aus dem Hofe entwichen.

Nun kehrte ich mich um und berief ſämtliche Offiziere zu mir: „Stellen Sie ſich kompagnieweiſe zu vieren hinter mir auf. Keiner der Herren hat mit den Leuten zu ſprechen. Sie verſtehen nur Reden zu halten, aber nicht zu befehlen! Ich will nicht, daß das Anſehen der Offiziere durch offenen Ungehorſam oder gar durch Tätlichkeit gefährdet wird und daß dadurch die Emeute ſich auf eine Höhe zuſpitzt, die für alle unheilbringend wäre!“

Es gelang mir, einen kleinen Tambour, der durch den Hof zu den andern rennen wollte, am Kragen zu faſſen: „Du bleibſt bei mir, oder du biſt des Todes!“

Jetzt erſt wandte ich mich zu den Unteroffizieren, die johlend, aber doch durch das, was ich tat, neugierig gemacht, auf den den Hof umgebenden Kloſtergängen ſtanden oder lagen.

Ich nahm mein Notizbuch und meine Uhr zur Hand und rief:

„Unteroffiziere! Ihr ſeid durch die Befehle und

Gegenbefehle aufgeregt worden. Schämt euch! Ich will euch zwanzig Minuten Zeit geben, um wieder zur Besinnung zu kommen. Nach zwanzig Minuten werde ich rappellieren lassen. Wer auf den ersten Streich nicht ordnungsgemäß antritt, ist nicht würdig, Unteroffizier zu sein; er verliert die Borten und wird vors Kriegsgericht gestellt!"

Erneutes Pfeifen und Brüllen war die Antwort. Ich kehrte mich um zu den Offizieren und kümmerte mich scheinbar nicht um die Meuterer.

Nach 20 Minuten gab ich dem Tambour Befehl: Rappellieren und ein Streich! Als ich mich umkehrte, standen sechs Mann in Reih' und Glied. Ich ging nun zu jedem einzelnen, schrieb seinen Namen auf und sprach mit den Leuten über ihre häuslichen Verhältnisse. Ich schaute rechts – schon war über die Hälfte versammelt, und nach einigen Augenblicken fehlte niemand mehr. Ich hatte gewonnen!

Ich sprach einige ernste Worte zu den Leuten, ließ aufpacken und abmarschieren. Aber ich war froh, daß diesmal kein neuer Gegenbefehl den Marsch durchkreuzte.

Ich machte dem Obersten sofort von dem Vorfall Rapport. „Das hast du gut gemacht; aber einen Fehler hast du begangen. Du hättest sofort einen Strafmarsch von vier Stunden mit den Leuten antreten sollen!"[1]

So können kopflose Befehle und Gegenbefehle eine an sich gute Truppe zum Ungehorsam bringen. Und die Tessiner Truppen waren wirklich tüchtig und hielten trotz des oft überschäumenden Temperamentes gute Diszi-

[1] Gehret diktierte dann dem Major Arrest.

plin, wenn sie mit Takt behandelt wurden und man an ihr Ehrgefühl appellierte.

Ein kleines Beispiel. Das Bataillon war eingerückt. Eine Kompagnie war im Kloster Santa Maria degli Angeli untergebracht worden. Ich saß eines Abends spät vor dem Café auf dem Platz, als zwei Offiziere der Kompagnie in großer Eile und Aufregung herankamen und mich baten, nach dem Kloster zu kommen: die Soldaten machten einen schrecklichen Skandal, und die Offiziere seien unvermögend, die Ruhe herzustellen.

Ich ging. Es war elf Uhr nachts, und der Weg betrug fast eine halbe Stunde.

Als ich mich dem Kloster näherte, hörte ich einen Heidenlärm herüberschallen.

Ich trat durch das Kloster und hing meinen Säbel los, so daß er auf dem steinernen Fußboden und der Treppe gehörig rasselte. Das wirkte wie ein Wunder. Die Leute wußten sofort, daß es nur der „deutsche Instruktor" sein könne. Jeder Lärm verstummte augenblicklich, und alles stellte sich schlafend.

In dem Kloster gehen die offenen Türen der Zellen gegen die innern Korridore, die den Klosterhof umgeben. Ich durchschritt alle Gänge, ohne ein Wort zu sagen; dann wandte ich mich an die mich begleitenden Offiziere mit folgenden lautgesprochenen Worten, die in allen Zellen genau gehört werden konnten: „Aber meine Herren! Wie können Sie mich todmüden Mann zu dieser späten Nachtstunde noch hierher rufen mit der Meldung, die Kompagnie sei nicht zur Ruhe zu bringen? Sie müssen sich getäuscht haben. Ich habe keinen Lärm und keinen Laut vernommen und habe doch kein Wort

gesprochen. Und wenn die Mannschaft sich aufgeregt benehmen sollte, so sind die Unteroffiziere-Zimmerchefs, die ich als tüchtige Leute kenne, gewiß imstande, die Disziplin aufrechtzuerhalten. Aber ich bin auch überzeugt, daß die große Mehrheit der Kompagnie, die heute so wacker im Felde gearbeitet hat, die Ruhestörer zu bändigen wissen wird. Der Tag ist für die Arbeit; die Nacht ist für den Schlaf. Gute Nacht, erste Kompagnie!"

Mein Nachtgruß und das leise zurücktönende „Felice notte, signor colonnello"[1] zeigte der Mannschaft, daß ich sie wohl durchschaut hatte, aber auf ihr Ehrgefühl zähle.

Ich blieb unbemerkt noch eine Zeitlang an der Klostertüre. Die Kompagnie schlief ruhig. Die Offiziere schämten sich und suchten in der Folge ihre Autorität besser zu wahren.

Die Inspektion war gut abgelaufen. Der Oberst reiste direkt nach Aarau zurück. Zehnder und ich beschlossen, dies mit einem Umweg über Como, Mailand und den Lago Maggiore zu tun. Wir trugen Zivilkleider und hatten Zivilpässe. Das große Gepäck wurde über den Gotthard spediert, und wir hatten nur Handgepäck.

Auf einem leichten Privatfuhrwerk ging es nach Como, von wo wir die Post nach Mailand benutzen wollten.

Bei der Zollstätte Chiasso wurde alles sehr genau untersucht. Als wir wieder einsteigen wollten, sagte der österreichische Zolldirektor: „Die Herren erlauben wohl, daß

[1] So wurde Artillerieleutnant Rothpletz bei der Truppe genannt.

Herr Leutnant H., der auch nach Como muß, auf Ihrem Fuhrwerk mit Platz nimmt." Der Leutnant stieg ein. Es war die erste Eskorte. Als wir auf dem Platze in Como anhielten, bemerkte der Leutnant: „Dort steht der Platzkommandant. Sie haben sich bei ihm zu melden."

Wir meldeten uns mit Namen als Zivilisten. Der alte Herr aber lächelte und sagte in nicht unfreundlichem Tone: „Es freut uns, daß die Herren Schweizeroffiziere unser Land besuchen. Wo wollen Sie hin?" „Nach Mailand." „Gut, hier haben Sie die Pässe nach Mailand visiert; wünsche glückliche Reise!"

Der dritte Passagier im Postcoupé war ein österreichischer Offizier. Er hatte uns bis Mailand zu eskortieren und zu verhindern, daß wir nicht unterwegs eine andere Route einschlugen. Österreichische Spione hatten uns während der zwei Monate in Lugano beobachtet. Sie berichteten unsere Abreise in Zivil nach der Lombardei. Die Militärbehörden zogen daraus den Schluß, die beiden Instruktionsoffiziere wollten nach Rom zu Garibaldi, und gaben den Befehl, uns zu überwachen und an der Reise zu den Feinden zu hindern.

Am Tore zu Mailand erhielten wir, nach langem Warten, die Pässe mit den Worten zurück: „Die Papiere der beiden Schweizeroffiziere." Das wurde betont, um zu zeigen, wir seien erkannt. „Wo logieren die Herren?" „Hotel Reichmann", gab ich zur Antwort.

Als wir nun in den Speisesaal des Hotels eintraten, fanden wir eine lange Tafel von österreichischen Offizieren aller Grade besetzt. Einige der Herren standen auf, begrüßten uns und luden uns ein, bei ihnen Platz zu nehmen.

Ich raunte meinem Kameraden zu: „Wir müssen unser Inkognito fallen lassen; wir sind erkannt. Also gute Miene zum komischen Spiel."

Wir unterhielten uns vortrefflich. Als wir spät zu Bette gingen, stand, wohl zu unserer größern Sicherheit, ein Peloton auf dem Korridor vor unserm Zimmer.

Wie verabredet, holte uns ein Adjutant des kommandierenden Generals am Morgen in einem prächtigen Landauer ab, um uns die Stadt zu zeigen. Zuletzt führte er uns sogar in die Zitadelle.

Bei der Mittagstafel war wieder alles voll österreichischer Uniformen. Die Herren ließen es sich nicht nehmen, uns zu begleiten, bis wir zur Abreise nach Sesto Calende im Wagen saßen.

Wir waren auf der Endstation gerade am Frühstück, als ein Gendarm eintrat mit dem Bericht, der Herr Kommissar lasse einen der Herren zurückbitten. Ich ging. Der alte Herr saß über einen Aktenfaszikel gebeugt. Ich sah ihm über die Achsel und konnte genau erkennnn, daß es ein viele Seiten langer Rapport über die „Schweizeroffiziere" war.

„Es muß ein Irrtum sein", sagte der Kommissar. „Sie sind doch noch im aktiven Dienst und nicht zur Disposition, wie hier steht?" Ich bejahte. Die Pässe wurden visiert, und die Gendarmerie gab uns das Geleite bis zum Schiff, damit wir ja den Weg nicht verfehlten.

Wir lachten über die Furcht der Österreicher vor den „gefährlichen Reisläufern". Allein die Eskorte hatte uns die Reise verdorben, so daß wir früher, als es unsere Absicht war, nach Hause kamen.

In der Folge trat ich noch mehrmals im Aargau als interimistischer Infanterieinstruktor auf. Als dann aber später die Frage an mich herantrat, ob ich die Stelle eines kantonalen Oberinstruktors definitiv übernehmen solle, beriet ich Gehret, der damals in Afrika diente. Er schrieb sofort zurück: „Nein, ich rate Dir davon ab. Du hättest schon das Zeug dazu, ein tüchtiger Instruktor zu werden; allein diese Stelle mit dem trostlosen Diensteinerlei bei jeder neuen Schule und dem drückenden Gefühl, trotz allem Eifer in der kurzen Übungszeit die Truppen jedesmal nur halbgebildet entlassen zu müssen, würden auf Dich nur schädlich wirken. Du würdest bald die Notwendigkeit einsehen, die Stelle aufzugeben, um Dich vor den üblen Folgen der gehirnzerrüttenden Trüllerei zu bewahren. Widme Dich dem Wehrwesen als freistehender Offizier oder als zu höhern Kursen berufener Lehrer. Damit nützest Du Dir und der Armee am besten."

Ich folgte dem Rate und lehnte ab.

3. Berlin 1848

Aus dem Tessin zurückgekehrt, hatte ich als Folge der Überanstrengung ein heftiges Fieber zu bestehen. Ich sollte, um mich zu kräftigen, in ein Seebad.

Die Reise ging über Berlin.

Berlin hatte seine 48er Revolution durchgemacht. Das Militär hatte die Stadt verlassen müssen. Die Wachen wurden von der Bürgergarde bezogen.

Die Nationalversammlung war konstituiert, und man hielt große Reden. Allein die Luft war schwül; die

Reaktion war in Sicht. Große Truppenmassen standen bereit, in Berlin einzurücken und die Herrschaft des Bürgertums zu vernichten.

Ein geheimer Wohlfahrtsausschuß beriet die Schritte, die zur Rettung des Landes zu tun seien. Man stand in Verbindung mit den revolutionären Zweigkomitees in den Provinzen. Der Plan ging dahin, die Stadt Berlin durch die Bürgerwehr und die Volksmassen so lange zu halten, bis das ganze Land sich erhoben hätte und der bedrängten Hauptstadt zu Hilfe kommen könne.

Mitten in dieser gespannten Situation kam ich in Berlin an. Ich besuchte einige Volksversammlungen, kam auch in einige Konventikel und hatte bald den Eindruck erhalten: die Mehrheit der seßhaften Bürgerschaft ist des Soldatenspieles müde und wird sich dem Einmarsch der Truppen nur dann widersetzen, wenn die Masse der Arbeiterbevölkerung sie mit sich fortreißt. Diese Masse in ihren bessern Beständen ist der Phrasen der Zeitungen und des Zungengedresches der Volkstribunen so ziemlich überdrüssig. Man besucht abends die Klubs, lärmt und schreit; das ist alles. Aber auch die größern Volksversammlungen bieten selbst dort, wo noch ein wilder, revolutionärer Sinn aus den Mienen der Arbeiter spricht, wohl ein vortreffliches Material, aber keine direkt verwendbare Streitmacht; denn es fehlt die Organisation und es fehlen die Führer: geredet wurde schön und viel; der Schweiz wurde oft gedacht; – vorbereitet und gehandelt wurde sozusagen gar nichts.

Ich kaufte mir sofort die besten Karten von Berlin

und Umgebung und rekognoszierte mehrere Tage lang die Stadt. Dann begann ich „die Verteidigung Berlins" zu skizzieren.

Die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, war schwer; das reizte mein Interesse. Allmählich wurde mir die Sache klarer, und so wuchs die Arbeit unter meiner Hand zu einem ganz anständigen Umfang. Ich versiegelte das Paket, übersandte es dem geheimen Revolutionskomitee und reiste nach Heringsdorf.

Es waren erst wenige Tage verflossen, als ein Abgesandter des Komitees bei mir erschien und mir die Aufforderung der Herren überbrachte: sofort nach Berlin zurückzukehren und mich zur Disposition des Fünferausschusses zu stellen; meine Arbeit habe großen Eindruck gemacht. (Es war allerdings der erste Entwurf eines Planes ohne Phrase, enthielt aber gewiß eine Anzahl arger Fehler und Unmöglichkeiten!)

Man sprach davon, mich znm Oberkommandierenden von Berlin zu ernennen, und was alles der Abgesandte mir sonst auseinandersetzte.

Ich lachte – aber die verlockende Aussicht, Ehre und Ruhm zu erwerben, die Lust nach kriegerischem Abenteuer gewann die Oberhand. Bei der mir eigenen Lebhaftigkeit war dies kaum anders möglich. Doch handelte ich nicht leichtfertig. Auf der einen Seite war das Standrecht, das wußte ich genau; auf der andern Seite winkte das Avancement vom aargauischen Leutnant der Artillerie zum Oberbefehlshaber von Berlin! Jedenfalls, sagte ich mir, mußt du dir die Sache näher ansehen. Je nach der Lage und den Chancen kannst du annehmen oder ablehnen.

In Berlin wurde ich, unmittelbar nach meiner Ankunft, der Revolutionsregierung vorgestellt.

Man lud mich ein, meine Ideen näher auseinanderzusetzen, da man, nach den abgelegten Proben, meine Mithilfe als Soldat wünschen müsse.

„Bevor ich dies tue," erwiderte ich, „muß ich mir erlauben, Ihnen einige Fragen vorzulegen, von deren Beantwortung es abhängt, ob ich mich näher aktiv in die Sache einlassen kann."

Ich verlangte nun genaue Auskunft über die Kriegsmittel und deren Organisation: Geld, Streitkräfte, Kriegsmaterial, politische Lage, Aussicht auf Verbündete, Verpflegungsverhältnisse usw.

Weder Geld noch das Verzeichnis der Streitkräfte, von deren Einteilung und deren Führer nicht zu reden, war vorhanden. Vorhanden war nur das Zentralkomitee und die Lokalkomitees in der Stadt. Dann die Bürgerwehr unter dem Kommando eines Majors Rimpler, ein Truppenkörper, der zu revolutionären Zwecken nicht durchwegs zuverlässig war.

Das Volk, die Masse der Arbeiter waren sozusagen ohne Organisation. Die Artillerie fehlte gänzlich. Als ich nach dieser Waffe fragte, meinte einer der Herren: man könne die hohlen gußeisernen Pilaster, welche auf den öffentlichen Plätzen und vor den Staatsgebäuden als Kettenhalter verwendet werden, zu Geschützen umwandeln, indem man ein Zündloch einbohre!

Ich fragte auch nach der Organisation in den Provinzen, nach den Nachrichtenverbindungen mit Schlesien und den Rheinlanden – gleiche Öde!

Ich fragte nach der Dislokation und der Stärke der Regierungstruppen – allgemeine Redensarten!

Als ich die Herren ersuchte, mir wenigstens die Namen der Männer anzugeben, die sich zu Truppenführern oder Abteilungschefs eigneten und mir bei der Organisation helfen könnten, wurde mir bemerkt: etwa 17 (die Zahl ist vielleicht nicht ganz genau) Offiziere und Unteroffiziere der Armee hätten sich erboten, zum Volk überzugehen. Man händigte mir die Liste ein und versprach mir, die Leute im geheimen zu mir zu senden. Ich solle sehen, was ich mit ihnen anfangen könne.

Nach diesem wenig Trost bietenden Examen hielt ich, zugleich mit Beziehung auf meine Arbeit, einen Vortrag über das, was man zum Krieg, der nicht auf eine bloße Revolte hinauslaufe, nötig habe. Die Organisation habe beim geheimen Ausschuß als Arbeitsteilung im Ministerium zu beginnen. Nur wenn in solcher Weise planmäßig und ernstlich gearbeitet und gehandelt werde, könne ich mich entschließen, die mir angebotene Stellung anzunehmen.

Geschehe von allem nichts oder nur in unzureichendem Maße, so sei ein Widerstand gegen die Regierungstruppen ein Akt, der wohl vom Standpunkt der Ehre und der politischen Überzeugung gerechtfertigt werden könne, der aber nur ein nutzloses Blutvergießen zur Folge haben wird. Auf einen Zuzug von außen dürfen die Herren sich nicht verlassen, denn auf die mir gestellte Frage, wie lange sich Berlin halten könne, müsse ich antworten: mit den jetzigen Mitteln höchstens vier bis sechs Tage, eine Zeit, die bei den großen Ent-

fernungen zu kurz sei, um auf das Eintreffen von Hilfstruppen aus den Provinzen rechnen zu können. Abgesehen davon, daß die Scharen, die nur aus Infanterie bestehen, sich, selbst nach siegreichem Verlaufe der Revolte in den Städten, wohl kaum den Weg durch die königlichen Truppen zu bahnen imstande wären, wenn die Truppen nicht selbst zur Revolution übertreten wollen, was nicht sehr glaublich sei.

Der Ausbruch der Revolution an verschiedenen Punkten des Königreichs sei allerdings von großem Nutzen, ja durchaus notwendig, damit Truppenmassen an diesen Punkten festgehalten und sonst Berlin entlastet werde.

Allein die preußischen Generale kennen ihr Metier zu gut, um überall zugleich anzupacken. Entweder werde die rasche Einnahme von Berlin mit aller Macht versucht, oder es werde nur beobachtet werden, bis die Bewegung in den Provinzhauptstädten niedergeworfen sei; dann werde die Hauptmacht sich auf Berlin werfen, um hier, rückenfrei, die ganze Wut auszulassen.

Eine gemeinsame Erhebung des ganzen Volkes würde allerdings der Revolution zum Siege verhelfen können; allein es sei zu fürchten, daß die Aufstände in den Städten isoliert stattfinden und deshalb nutzlos verpuffen würden. Denn nach den mir gemachten Mitteilungen fehle die stramme Organisation, die den gleichzeitigen Ausbruch der Revolution im Lande verbürgen würde. Ja, es sei anzunehmen, daß mehrere Provinzen von Anfang an der Bewegung nicht folgen würden.

Es sei wohl richtig, daß die Revolution siegreich die Garnison von Berlin genötigt habe, die Stadt zu ver-

lassen. Allein daran sei die Schwäche des Königs die Hauptursache gewesen. Die Truppen wären jetzt ganz anders vorbereitet als in jenen Tagen der Überraschung.

Die Herren hörten mit großer Aufmerksamkeit meinen Auseinandersetzungen zu. Ich versprach, die Überläufer zu prüfen und Bericht zu erstatten. Ich ging fort mit dem Vorsatze, mich an eine verlorene Sache nicht binden zu lassen, aber die Entwicklung der Dinge genau zu verfolgen.

In einem ganz abgelegenen Quartier, in einer kleinen, kaum beleuchteten Stube, empfing ich nächtlicher Weile die Offiziere und Unteroffiziere, die sich auf die Seite der Revolution schlagen wollten; jeden allein. Von den Offizieren war nur ein Artillerieoffizier ein offener Kopf; die übrigen waren sehr minderwertiges Gut. Der eine wollte mit der Bürgergarde den Regierungstruppen ins offene Feld entgegenrücken – ohne Artillerie und Kavallerie, ein andrer glaubte Berlin sechs Monate lang halten zu können, und was solchen Unsinnes mehr noch war.

Die Unteroffiziere gefielen mir besser. Alle sagten: „Sie sind Offizier und werden begreifen, daß, wenn die Revolution ausbricht und vom Volke auf unsere Truppen geschossen wird, wir wieder schießen werden. Sie müssen deshalb sorgen, daß dies nicht geschieht und wir eine passende Gelegenheit bekommen, überzutreten." Auf meine Frage: ob die Mannschaft ihnen folgen werde, ward mir die etwas zweifelhafte Antwort: es werde schon solche geben, oder ja, je nach der Gelegenheit und den Umständen viele.

Die Sache zog sich nun sehr in die Länge. Ich

hatte mich von der aktiven Beteiligung losgesagt, da nichts geschah. Es war wohl viel guter Wille vorhanden, aber die organisatorische Kraft fehlte.

Ich lebte im Strudel jener Wochen ein sehr bewegtes Leben. Ich arbeitete für mich verschiedene Vorschriften aus: über die Erstellung von Handgranaten, Einrichtung und Verteidigung von Reduits, Stellung und Bau von Barrikaden usw., Aufsätze, die mir von Bekannten weggenommen und verbreitet wurden. Früh morgens nahm ich Reitstunden, zuerst bei Seeger, dann in der königlichen Reitbahn in der Abteilung der Bereiter. Ich mußte gewöhnlich drei Pferde durchreiten, da der Oberstallmeister mir wohlwollte. „Ihr Sitz ist gut, Ihre Führung abominabel. Nun, das werden wir schon kriegen."

Den ganzen Tag war man in Erwartung der Dinge, die da kommen mußten, auf den Beinen. Abends besuchte man Klubs oder engere Kreise. Oft ließ ich nur eines meiner Pferde satteln, da mich das Geschwätz anwiderte und ritt ganz allein bis tief in die Nacht jenseits von Berlin gegen die Seite, auf der die königlichen Truppen lagen. Ich war die einzige Patrouille, die über die Sicherheit der Stadt Berlin gegen einen nächtlichen Überfall wachte – gewiß eine höchst tragikomische Situation! Einmal geriet ich dabei mit meinem Pferd in einen Sumpf, aus dem ich nur mit großer Mühe wieder herauskam.

Endlich erfolgte der Einmarsch der Truppen[1] unter Wrangel, dessen Proklamation, wonach „das Gras in

[1] Am 10. November 1848.

den Straßen von Berlin wuchs", die Berliner statt zur Energie zu schnoddrigen Witzen reizte.

Ich schrieb, da mich zum Schluß wieder das Kampffieber erfaßt hatte, einen Brief an eines der Hauptmitglieder des Parlamentes, worin ich kurz die Lage skizzierte und anfragte, ob die Maschinenbauer und Kanalarbeiter, die versammelt waren, losgelassen werden sollen. Ich erhielt keine Antwort. Der Abgeordnete, der später in der Schweiz als Flüchtling starb, beteuerte mir, daß er meinen Brief nie erhalten habe. Es war dies ein Glück und mein Vorgehen eine leichtfertige Inkonsequenz.

Ich sah nun zu, wie Major Rimpler, der seine Bürgerwehr geistreicherweise um das Parlamentsgebäude (Schauspielhaus) zu 8 oder 12 Mann hoch aufgestellt hatte und von allen Seiten eingeschlossen war, kapitulierte und abzog, worauf die Soldaten in das Parlament eindrangen und dasselbe räumten. Dann war ich noch Augenzeuge der Entwaffnung der Bürgerwehr. Die Frauen luden mit der größten Freude die gefährlichen Flinten der Truppen auf die Wagen, die zum Empfange der Waffen, wie die Kehrichtwagen, langsam durch die Straßen fuhren. Es war eine widerwärtige Szene!

Da raunte mir ein Bekannter ins Ohr: „Kehre nicht in deine Wohnung zurück; fliehe sofort, man fahndet auf dich!" Unter die Volkstribunen und in die Konventikel hatten sich längst Spione gemischt, und alles, was geschah, war überwacht und gemeldet worden.

Ich war auf diesen Ausgang gefaßt, begab mich sofort auf den Bahnhof und benutzte den nächsten Zug, um über Köln nach Hause zu reisen.

In einer Stadt der Rheinlande, deren Name mir entfallen ist, mußte ich noch ein Referat über das Scheitern der Hoffnungen halten und Bericht über den unblutigen Sieg Wrangels geben.

So endeten die drei Monate meines Aufenthaltes in Berlin, die eine der interessantesten und bewegtesten Episoden meines Lebens bildeten. Jene Zeit erscheint mir heute wie ein Märchentraum!

Ich wurde später durch die deutsche Regierung selbst an diese Zeiten erinnert, als in den 1870er Jahren, nach dem Weggang Hammers,[1] der Bundesrat mich zum Gesandten der Eidgenossenschaft beim Deutschen Reiche bestimmt hatte.[2] Nach dem bei solchen Wahlen üblichen Gebrauch wurde vom Bundesrat in Berlin angefragt, ob ich „persona grata“ sei und man gegen meine Wahl in Berlin nichts einzuwenden habe. Der deutsche Gesandte, General v. Roeder, bemerkte in seiner Antwort dem damaligen Bundespräsidenten Welti: Er habe von Berlin den Auftrag erhalten, zu erklären, daß keine Einwendungen gegen meine Wahl erhoben würden. Es seien zwar, fügte v. Roeder mit etwas malitiöser Betonung bei, in den Akten des Jahres 1848 verschiedene mich betreffende Berichte enthalten, doch lege man, im Hinblick auf meine jetzige Stellung und Gesinnung, kein Gewicht mehr auf diese vergangenen Dinge, und ich sei heute am Hofe eine vollkommen genehme Persönlichkeit.

Ich konnte leider die Wahl nach Berlin nicht an-

[1] Oberst Bernhard Hammer, schweiz. Staatsmann, war von 1868 bis 1876 Gesandter der schweiz. Eidgenossenschaft in Berlin.

[2] Bisher unveröffentlicht.

nehmen, da ich hierzu nicht reich genug war. Freund Hammer, den ich konsultierte, rechnete mir vor, daß ich zu dem Gehalte von 40 000 Fr. noch mindestens 60 000 Fr. aus eigenem Vermögen zulegen müsse. Diese Summe hatte ich nicht, und so lehnte ich ab.

* * *

Drittes Kapitel

Dienstjahre (bis 1857)[1]

Ich avancierte im Batteriedienste zum Oberleutenant, ohne daß ich hier besondere Ereignisse zu erwähnen hätte, und im Jahre 1855 wurde ich zum eidgenössischen Artillerie-Stabshauptmann ernannt.

Die Hochschule für die Genie- und Artillerieoffiziere war Thun. Thun ist wohl der schönste Waffenplatz in Europa. Mochte der Dienst noch so anstrengend sein, oder war die Unlust an dem blöden Dienstgang noch so groß, beim Anblick der wunderbaren Natur, in der kräftigen balsamischen Bergluft jubelte das Herz immer neu auf.

Als ich zum erstenmal, noch als Batterieoffizier, zugleich mit meinem Freunde Leutnant Wildi von Brugg, in die Zentralschule nach Thun kommandiert war, traten wir mit einer heiligen Scheu in den Kurs ein. Wir verließen ihn voll Indignation und Bekümmernis, ohne den geringsten Nutzen, ja mit dem Gefühle der eigenen Einbuße.

Der Unterricht des Oberinstruktors bestand eigentlich nur aus einer Prüfung über die Ordonnanztafeln des Artilleriematerials. Ganz aus der Reihe bezeichnete

---

[1] Zuerst erschienen in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1915, Nr. 11/12).

er eine Nummer in den Tafeln und wehe, wenn der Gefragte nicht wußte, wo an der Lafette oder einem Kasten irgendein Bolzen, eine Schraube oder ein Winkeleisen usw. sich befand und welchen Namen das Stück trage. Das war alles!

Als Reitlehrer funktionierte bei meinem ersten Dienste in Thun ein Artillerie-Stabshauptmann, der aber zum Glück bald aus dem Instruktionsdienste austrat. Er gab einmal dem Korporal-Stallchef den Befehl: Wenn eine Stabsoffiziers-Ronde der in Garnison liegenden Infanteriebrigade in die Ställe wolle, die Ronde mit dem Besen hinauszujagen, da sie bei der Artillerie nichts zu tun habe. Wenn der Korporal diesen Befehl nicht ausführe, so erhalte er scharfen Arrest!

Ohne vom Dienste zu sein, besuchte ich jene Nacht die Ställe, da mir zu Ohren gekommen war, daß eine Ungehörigkeit geplant wurde. Der Stallwachtchef machte mir von der freundeidgenössischen Konsigne Rapport und fragte mich unter Tränen, was er tun solle: „Es tragen doch die Stabsoffiziere wie die Artillerie die eidgenössische Armbinde."

Ich beruhigte den braven Mann und empfing die Ronde selbst, machte aber den andern Tag beim Rapport Meldung über den Vorfall, damit eine Reglung der Kompetenzen erfolge. Allein es geschah nichts, nach keiner Seite.

Aber auch unter den die Artilleriebrigade kommandierenden Stabsoffizieren gab es bedenkliche Genies. Eine Brigade hatte per Geschütz vier Büchsenkartätschen gefaßt. Wir manövrierten gegen den durch Scheiben markierten Feind im scharfen Feuer. Die Treffer wur-

den notiert. Da wurde eine Linksschwenkung der Brigade befohlen, im Galopp vorgerückt und im Schnellfeuer alle Kartätschenschüsse – in die blaue Luft gejagt!

Diese nicht sehr erfreulichen Zustände der Waffe änderten sich in ihr Gegenteil, nachdem Hans Herzog zum Waffenchef der Artillerie berufen worden war. Unter ihm wurden Oberst Hammer und Oberst H. Bleuler Oberinstruktoren der Artillerie.

Neben der Genie- und Artillerieschule war Thun der Sitz der Zentralschule des „Großen Eidgenössischen Generalstabes". In diesem sogenannten Großen Generalstabe war unterschiedlos alles zusammengewürfelt: die Kommandierenden, die Adjutanten, die Galopins, die spätern Generalstäbler.

Es waren tüchtige schweizerische Offiziere als Lehrer dieser merkwürdigen Schule tätig, so Hermann Siegfried, der spätere Generalstabs-Chef, dann Hans Wieland, Gautier usw. Die Schulfächer Strategie, Taktik der Waffen, Marsch- und Lagertaktik, Kriegsgeschichte, Militärtopographie, Kroquieren, Rekognoszieren usw. waren aber zum Teil deutschen Offizieren anvertraut, die von den Wogen der Revolution erfaßt oder aus andern Motiven in der Schweiz ein Asyl gefunden hatten.

Professor R. Lohbauer[1] war die ursprünglich angestellte Lehrkraft. Es war ein herzensguter Mann, voll gesell-

[1] Vgl. W. Lang: Rud. Lohbauer („Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte" 1896, S. 149–188), J. Sterchi: R. Lohbauer („Sammlung Bernischer Biographien" IV, 1899, S. 149–160), G. Tobler: „Aus dem Leben des Professors Matthias Schneckenburger" („Blätter für bernische Geschichte, Kunst- und Altertumskunde" I, S. 47).

schaftlichem Humor, wurde aber geradezu als „Mädchen für alles" mißbraucht. Als früherer württembergischer Guide besaß Lohbauer manche technische Kenntnisse, auch hatte er sich literarisch (als Mitherausgeber der „Helvetischen Militärzeitung" und Verfasser kriegswissenschaftlicher Schriften) mit Erfolg betätigt; sein Pensum an der Zentralschule des Generalstabes, der Artillerie und des Genies hätte aber unter drei oder mehr Lehrer verteilt werden müssen, was denn auch später geschah. Zu allem hatte Professor Lohbauer seine Dikta noch ins Französische zu übersetzen.

In der Folge wurden verschiedene Lehrfächer, namentlich Taktik, Rekognoszieren usw. an Oberst Gustav v. Hoffstetter übertragen.

Oberst v. Hoffstetter war ein aus Deutschland 1848 zu uns geflüchteter Offizier. Er hatte 1847 mit Auszeichnung als freiwilliger Ordonnanzoffizier der Obersten Kurz und Egloff den Sonderbundskrieg mitgemacht, auch eine Zeitlang (1849) im Stabe Garibaldis gedient.[1] Von Hoffstetter wurde Wanderlehrer in verschiedenen Kantonen der Schweiz, so im Aargau, wo er das Bürgerrecht erwarb. Dann kam v. Hoffstetter, der im Kanton St. Gallen Oberinstruktor geworden war, an die Zentralschule Thun. Schließlich avancierte er zum Oberinstruktor der eidgenössischen Infanterie. Von Hoffstetter war ein flotter, guter Offizier und ein sehr anregender Lehrer.

Solange ich Hauptmann im Artilleriestabe war, blieb ich der beständige Adjutant von Hans Herzog.

[1] v. Hoffstetters Bericht über seine Teilnahme am Sonderbundsfeldzug wurde vom schweiz. Generalstabsbureau herausgegeben (Bern, 1894). Siehe ferner G. v. Hoffstetter: „Tagebuch aus Italien 1849".

Ich begleitete ihn bei den verschiedensten Dienstanlässen. So an eine Arsenalinspektion im Tessin (1855?), die ich bloß eines Zwischenfalls wegen erwähne.

Als wir nach mehreren Tagen mit der Inspektion fertig waren, die Oberstleutnant Herzog, wie alles was er tat, mit der peinlichsten Genauigkeit durchgeführt hatte, lud uns der Staatsrat zu einem Abendessen ein. Die Toaste begannen zu sprudeln.

Der Oberstleutnant fühlte die Notwendigkeit zu antworten, aber er war sehr ermüdet und so hörte er bald auf. Unzufrieden mit seinen wenigen Worten wandte er sich an mich und sagte, indem er sich setzte: „Mach' du es besser."

Nun hatte ich seiner Zeit die italienische Reglementssprache getrieben, war aber der Konversationssprache durchaus nicht mächtig. Aber was macht das einem Adjutanten, für den eine Dosis Unverfrorenheit zu den Requisiten seiner Stellung gehört! Zudem, es war befohlen, so legte ich denn los.

Ich sprach aus guten Gründen nicht lang, aber mit großer Entschiedenheit und Wärme, in einem Ton, daß alle Staatsräte höchst verblüfft drein schauten und mein lieber Oberstleutnant, trotz aller innern Freude, auch nicht recht wußte, welches Gesicht er bei den Worten seines Adjutanten vor den Regenten zu machen habe.

Der Kobold, den die schönen Phrasen in mir geweckt hatten, soufflierte mir beim Aufstehen eine gute Idee, die folgenden Kern hatte: Ihr überfließt mit der Versicherung der Treue und Liebe gegen die Eidgenossenschaft. Euer drittes Wort ist Einigkeit und Opferfreudigkeit! Und ihr habt es vor lauter Parteihader

und Eifersucht in den langen Jahren noch nicht dahin gebracht, daß die Tessiner Batterie an dem hierzu allein tauglichen Ort vereinigt ist. Ein Zug ist in Locarno, einer in Lugano und der dritte in Bellinzona, wo die ganze Batterie hingehört. Was nützen mir eure überschwenglichen Redensarten! Zeigt, daß es euch Ernst ist und macht diesem traurigen Zustand ein Ende! Ich trinke auf die vereinigte Tessiner Batterie und auf das Wohl der Regierung, die nicht bloß schön zu reden, sondern auch energisch zu handeln versteht!

Im nächsten Jahre war die Batterie in Bellinzona vereinigt!

Der Truppenzusammenzug im Thurgau vom Jahre 1856 (8.–10. Oktober) war die erste größere Übung dieser Art nach dem Sonderbundskriege.[1]

Die Kenntnis der Taktik der verbundenen Waffen ist immer ein schwacher Punkt bei der Ausbildung unserer Artillerie gewesen und ist es noch.

Nachdem ich 1866 meine Schrift „Taktik und Felddienst der Artillerie" und später – 1887 – die „Gefechtsmethode der Artillerie" herausgegeben hatte, besserte sich die Sache, allein immer noch nicht in wünschenswertem Maße, da die Instruktion der Offiziere lange nicht den genügenden Nachdruck auf die taktische Verwendung der Waffe gelegt hatte und die spezifisch gelehrte Seite

[1] Dem Manöver lag folgender Plan zugrunde. Einem von Konstanz hervordringenden Ostkorps stellt sich ein Westkorps entgegen. Dieses wird am ersten Tage vom Feinde hinter die Thur geworfen. Am zweiten Tage wird Frauenfeld – nach Überschreitung des Flusses – angegriffen. Das Westkorps schlägt den Angriff ab und drängt am dritten Tage das Ostkorps hinter die Thur zurück.

immer noch im Grundplan der Ausbildung zu einseitig hervortrat.

Zur Zeit des Truppenzusammenzuges 1856 war der Mangel an taktischem Verständnis bei den Artillerieoffizieren noch sehr fühlbar. Da Oberstleutnant Herzog dies genau wußte, so hatte ich keine große Mühe, ihm den Gedanken beliebt zu machen, einen Vorkurs für die Offiziere der Batterien, die an der Übung teilzunehmen hatten, beim Departement zu beantragen.

Der Vorkurs wurde in Zürich abgehalten und dauerte 14 Tage. Ich habe selten einen so anstrengenden Friedensdienst durchgemacht! Von morgens sechs bis mittags zwölf Uhr, mit einer Pause von einer halben Stunde, Theorie bei Oberstleutnant Herzog oder bei mir. Punkt ein Uhr war alles im Sattel. Bis sieben resp. acht Uhr abends: Arbeit der Offiziere auf dem Terrain mit Zugrundelegung von meistens zwei oder auch drei taktischen Aufgaben. Nach der Rückkunft: schriftliche Lösung der Aufgaben. Die Arbeiten waren mir einzureichen. Ich hatte dann die sämtlichen Arbeiten durchzulesen, zu korrigieren und den andern Morgen 6–7½ Uhr die eingehende Kritik zu halten. Während die Herren schrieben, bearbeitete ich nach der Karte die Aufgaben des folgenden Tages.

Bei der ersten Kritik konnte ich nur eine einzige Arbeit, die ich vorlas, als gut bezeichnen. Alle übrigen Lösungen erklärte ich, genau motiviert, als ungenügend. Das verdroß die übrigen Herren sehr, und sie arbeiteten nun wie die Neger, oft bis nach Mitternacht, um die Scharte auszuwetzen, so daß wir eine kurze Nachtruhe hatten!

Oberstleutnant Hans Herzog hatte sozusagen keine Bedürfnisse. Er lebte auf die einfachste Weise. Trinken, rauchen, das „dolce far niente“ waren ihm unbekannte Dinge. Er kannte nur die Arbeit, das rastlose Schaffen, das Ausnützen der Zeit bis zur letzten Sekunde. Freie Zeit zu haben war ihm ein unbekannter Gedanke; war augenblicklich nichts zu tun, so mußte man sich etwas zu tun machen. Ein Mann, der von so regem Pflichtgefühl beseelt ist und selber mit spartanischem Beispiel vorangeht, verlangt die gleichen Tugenden und ähnliche Enthaltsamkeit bei seiner Umgebung. Eine selbständige Benutzung der Zeit schien ihm halb wie ein Frevel gegen den Staat. Die Notwendigkeit der innern geistigen Sammlung, der körperlichen Erholung, die sich bei vielen tüchtigen Naturen doch zeitweise geltend macht und die deren richtiges Schaffen im richtigen Moment verbürgt, war ihm fremd. Bei ihm blieb die Feder immer gleich zum Losdrücken gespannt.

Ich bin froh, daß ich als junger Offizier in der Schule Herzogs gebildet wurde. Allerdings brachte ich es trotz allem Eifer und aller Dienstfreudigkeit nicht zu dem beständig gleichen Dienstfanatismus meines Chefs.

Ich wurde des guten Einflusses dieser Schule erst inne, als ich anderwärts abkommandiert wurde und das Leben und Treiben bei andern Stäben kennen lernte.

Der Truppenzusammenzug verlief insoweit günstig, als das Wetter immer gut war; dagegen kamen zahlreiche Friktionen störend vor, die zum Teil in der Schwerfälligkeit der Führung ihren Grund hatten.

Ich erhielt das Kommando einer Artillerieabteilung von zwei Batterien (Zwölf- und Sechspfünder), die

dem Westkorps zugeteilt war. Oberstleutnant Herzog führte die Artillerie des Ostkorps. Der ungarische General Klapka war mein beständiger Begleiter.[1]

Der Truppenzusammenzug schloß mit einer Inspektion unweit Frauenfeld. Die Bataillone der zwei Brigaden waren in zwei Treffen aufgestellt. Die Artillerie sollte als drittes Treffen hinter der Infanterie stehen. Herzog war ganz außer sich über diese Aufstellung. Er hatte auch Grund dazu, denn nach Vorschrift sollte die Artillerie, bei der Inspektion, die Stellung beim Feuern einnehmen; wir hätten demnach unserer Infanterie gerade in den Rücken geschossen.

Da schaffte ich Rat und erfand in der Not eine Aufstellung zur Inspektion, die von jenem Tage an die Sanktion des Reglements erhielt. Herzog war nicht gerade autoritätsgläubig, aber an den Vorschriften des Reglements ließ er nicht gerne rütteln.

„Zu was willst du mich verführen? Was wird man bei dieser Neuerung sagen, die nirgends im Reglement steht?"

Ich gab nicht nach: „Die Herren werden vielleicht verwundert sein ... Sollte aber eine Bemerkung fallen, so sage nur frischweg: Im dritten Treffen, hinter der Infanterie, steht die Artillerie aufgeprotzt in Linie mit aufgesessener Mannschaft, zum Vorfahren in die Feuerstellung bereit."

---

[1] General Klapka war der berühmte Verteidiger der Festung Komorn im ungar. Revolutionskrieg von 1849. Nach der ehrenvollen Kapitulation der Festung kam Klapka in die Schweiz, wo er das Genfer Bürgerrecht erwarb. Er starb 1892 in Budapest.

Endlich, nach langem Kampf, entschloß sich der Oberstleutnant, meinen Vorschlag anzunehmen.

Die Batterien waren kaum von mir ausgerichtet worden, als der Stab heranbrauste. Ich verwandte kein Auge von den Herren. Der Oberst setzte schon zu einer Bemerkung an – unterdrückte sie jedoch wieder. Um dennoch bei der Aufstellung etwas zu bemängeln, rief er: „Die Ausrichtung am linken Flügel ist mangelhaft!" Sofort gab ich zur Antwort: „Die 24-Pfünder-Haubitzen haben acht Pferde, die übrigen Batterien sechs. Die Richtung wird über Rad genommen!"

Zuletzt wurde eine nicht zu billigende Übung ausgeführt. Der Oberst kommandierte die Division, wie sie in der Stellung zur Inspektion stand, frontal zum Gefecht. Ein Bild des vergangenen Jahrhunderts!

Die Bataillone mußten vorrücken, peloton- und bataillonsweise Salven abgeben. Das zweite Treffen wurde durch die Intervalle vorgezogen usw.

Die Kavallerie chargierte beständig an einem Flügel, hundert Schritt über die Linie der Infanterie hinaus.

Die Artillerie hatte keine Befehle bekommen. Herzog setzte sich mißmutig mit der schweren Batterie auf einen Flügel und übergab mir auf mein Ansuchen die Sechspfünder zu beliebigem Gebrauch, um den Spektakel zu vervollständigen.

Ich fuhr nun durch die Intervalle der Infanterie vor, ließ in Batterie abprotzen, gab noch rasch einige Lagen, ließ sofort wieder aufprotzen, tauchte dann im Galopp an einem andern Flügel oder zwischen den Brigaden auf – kurz, ich fuhr herum, wie der bekannte Kobold in der Laterne.

Als das „Manöver" zu Ende war, wurde ich für meine „Führung" belobt – ich schämte mich dieses Lobes!

Wir waren wenige Wochen aus den Friedensübungen heimgekehrt, als das Aufgebot uns neuerdings unter die Waffen rief. Diesmal schien es Ernst werden zu wollen.

Preußen drohte wegen Neuenburg. Die Schweiz war entschlossen, nicht nachzugeben. Preußen rüstete. Wir antworteten: Dufour wurde zum General ernannt und die aufgebotenen Divisionen an der Grenze, dem Rheine entlang, von Romanshorn–Konstanz bis Basel echeloniert (Januar 1857).[1]

Die Division Ziegler, zu der die Brigade Hans Herzog gehörte, kam nach Schaffhausen. Das Divisions-Hauptquartier bezog Ziegler am linken Rheinufer in Feuerthalen (Gasthof zum Hirschen). Der Artillerie- und der Geniestab hatten in dem Hause des Oberstleutnants a. D. Bleuler die Bureaus eingerichtet und Logis bezogen. Wegen eines plötzlichen Unwohlseins konnte ich erst einige Tage später als mein Brigadier in Feuerthalen eintreffen.

Es war harte Winterszeit. Die Leute litten nicht unerheblich, namentlich bei der Infanterie; doch aus dem ganzen Lande kamen namhafte Sendungen von gestrickten Wollsachen.

Gearbeitet wurde überall streng. Der Hauptmanövrierplatz der Artilleriebrigade lag auf dem Terrain, das im Frieden der Schützengesellschaft als Schießplatz diente. Der Platz und die zu ihm führenden Wege waren von

[1] S. den „Bericht über die Bewaffnung und den Feldzug von 1857" von W. H. Dufour. (Vom 15. April 1857.)

spiegelhellem Glatteis bedeckt, auf dem einzelne große Steine umherlagen. Es war nun eine wahre Freude, zu sehen, wie sicher die Batterien auf diesem Boden in allen Gangarten manövrierten und ein Wunder war es, daß wir berittenen Offiziere, trotz kühnstem Reiten, nie zu Falle kamen.

Ein anderes großes Grundstück, in der Ebene gelegen, wurde zeitweise von der Brigade benützt. Es war, als wir zum erstenmal dort einfuhren, von faulem Schnee bedeckt, so daß die Pferde in jedem Moment der Ruhe fußhohe „Stollen" bekamen und in den Knien ganz krumm standen. Da, mitten im Manöver, bemerkte der Oberstleutnant-Brigadier auf der Landstraße in der Ferne die Wagen, in denen General Dufour mit seinem Stabe Schaffhausen zufuhr. Rasch wurde ich abgesandt und meldete dem General: Die V. Artilleriebrigade steht zur Inspektion bereit.

Der alte Herr stieg aus, und nun sollte die Brigade defilieren. Vor ihr ritt Herzog mit mir in gestrecktem Galopp gegen den General an. Unsere beiden Pferde waren feurige Vollblutiere, und so gelang es uns mit Mühe, sie dicht vor dem General zu parieren.

Der ganze Stab hinter Dufour wich bereits zurück, nur der kleine General erwartete ruhig den Anprall. Trotz des faulen Schnees defilierte die Brigade in gestrecktem Trabe vortrefflich.

Eine andere Hauptbeschäftigung der Artillerie bildeten die Schanzarbeiten. Eine der Hauptschanzen auf dem Emmersberg sollte die Artilleriemannschaft selbst bauen. Es wäre besser gewesen, an Erdarbeiten gewöhnte Zivilarbeiter anzustellen, denn der Bau schritt

nur schwerfällig voran. Im ganzen waren zehn Schanzen bei Schaffhausen vorgesehen.

Die „bête noire“ der Adjutantur der Artillerie waren die Rapporte über das Material und über die Munition der ganzen Division. Wie ich mich zu erinnern glaube, hatte ich vierzehn oder sechzehn Rapportformulare in zwei- und dreifacher Ausfertigung zu bewältigen. Einige täglich, andere alle acht resp. vierzehn Tage; zudem noch die Eintritts- und Schlußrapporte. Und das alles sollte ein einziger Adjutant besorgen, der doch im Felde an der Seite seines Brigadiers ganz andere wichtige Pflichten zu erfüllen hat!

Vor dem Feinde wäre außer den täglichen summarischen Situationsrapporten gewiß kein anderes Formular ausgefüllt worden, und eine nachträgliche Arbeit hätte in ihrer Richtigkeit immer sehr zweifelhaft bleiben müssen. War es mir doch in der ruhigen Lage bis zum Ende des Feldzuges nicht möglich, die Rapporte fehlerfrei herzustellen, da die Vorarbeiten der Truppeneinheiten, auf die ich abzustellen hatte, zum Teil falsch oder unvollständig waren. So enthielt der Munitionsrapport eines Bataillons am Tage vor der Entlassung 600 Patronen mehr als die ganze Zeit hindurch angegeben war, ohne daß eine Mutation stattgefunden hätte.

Nach langen Kämpfen wurde das Rapportwesen der Armee vereinfacht, doch wohl kaum genügend.

Aber „der Bien muß“, und so wurde ich einige Male verhindert, Oberstleutnant Herzog bei seiner Rekognoszierung zu begleiten, die er für sich oder im Auftrage des Divisionärs unternahm.

Der Dienst war an sich schon spannend, infolge der Zeitungsberichte über die feindlichen Rüstungen, der Rapporte unserer geheimen Kundschafter, der Besuche süddeutscher Offiziere, der Inspektionen des Generals, der in Schaffhausen von der Bevölkerung in hohem Maße gefeiert wurde.

Der kommandierende Oberst-Divisionär Eduard Ziegler war ein durch und durch ehrenwerter und erfahrener Kriegsmann, der eine Reihe glänzender Führer-Eigenschaften besaß. In seiner Lebensführung war er, ähnlich wie Hans Herzog, ein nüchterner, bedürfnisloser Soldat, voll Aufopferungsfähigkeit und unermüdlichem Fleiß. Ziegler war eine konservative, streng religiöse Natur von altprotestantischem Schrot und Korn.

Bei dem Empfang der Offiziere seines Stabes, dem ich nicht beiwohnen konnte, sprach er, wie mir nachträglich Oberstleutnant Herzog mitteilte, zum Schlusse mit erhöhter Stimme etwa folgende Worte: „Meine Herren, ich erwarte von Ihnen den unbedingtesten Gehorsam und eine rücksichtslose Hingabe im Gefecht. Wer von den Herren einem von mir erteilten Auftrage nicht sofort, ohne Zögern nachkommt, derselbe mag noch so verhängnisvoll erscheinen, wer als Adjutant nur einen Moment zögert, durch das Feuer des Feindes zu reiten, den werde ich mit eigener Hand niederschießen! Merken Sie sich das!“

Bei all seinen vortrefflichen Eigenschaften hatte Oberst Ziegler aber die gefährliche Gewohnheit, alles selbst machen zu wollen, anstatt die Zügel im großen zu führen und den untern Chargen ihre Befugnisse und ihre Verantwortlichkeit zu belassen.

Das war damals so und blieb es noch lange zum großen Schaden der Selbständigkeit des Offizierskorps: die höchsten Offiziere taten den Dienst der untern Grade, ja den Korporalsdienst, da sie sich in alle Details mischten und darüber das Ganze aus den Augen verloren.

Im Frühjahr, nach dem Friedensschlusse, versammelte sich in Aarau eine große Kommission von Oberoffizieren, um die Mängel in unserm Kriegswesen, die sich während des Feldzuges bemerkbar gemacht hatten, zu besprechen.[1] Es war ein Kampf der älteren und der jüngeren Schule. Ich wurde zum Schriftführer gewählt.

Das Resultat der Konferenz: Anträge und kurze Motivierung wurde gedruckt.[2] Die Broschüre machte Aufsehen, namentlich bei den Mitgliedern der Kommission, die in meiner freien Behandlung ihre engherzigen Anträge nicht mehr finden konnten. Doch meine Arbeit war eine feststehende Tatsache, an der schließlich niemand mehr rüttelte.

* * *

[1] Präsident der Kommission war Oberst S. Schwarz.

[2] Unter dem Titel: „Eingabe des den 15., 16. und 17. Februar in Aarau stattgehabten Vereins eidg. Stabsoffiziere an den h. Bundesrat schweiz. Eidgenossenschaft". Aarau, 1857. Druck von J. J. Christen.

Viertes Kapitel

An der Tessiner Grenze 1859[1]

Der Krieg zwischen Österreich und Italien-Frankreich verlangte den Schutz unserer Neutralität in mehrfacher Beziehung. Wir hatten den bewaffneten Durchzug fremder Scharen zurückzuweisen, wir hatten Truppenkörper, die, abgedrängt, bei uns Zuflucht suchten, zu entwaffnen und zu internieren; wir hatten endlich die italienische Partei in Tessin zu verhindern, durch bewaffneten Zuzug über die Grenzen die neutrale Stellung der Schweiz zu gefährden.

Die VIII. Division (Bontemps) war mit dem Grenzschutze betraut worden und rückte anfangs Mai in das Tessin. Sie bestand aus der 22., 23. und 24. Brigade.

Nach dem Aufgebote hatte ich am 3. Mai im Hauptquartier der Division, in Lugano, einzutreffen.[2] Meine Pferde hatte ich mehrere Tage vorausgeschickt, da deren Übergang über die Pässe viel Zeit und Arbeit erforderte. Stellenweise mußten die im Schnee tief eingesunkenen Tiere durch die Begleitmannschaft herausgeholt und getragen werden.

Der Kommandant der Division, Oberst Bontemps (gest.

---

[1] Zuerst erschienen in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1916, Nr. 1).

[2] Schon vom ersten Tage an erhielt Hptm. Rothpletz das Artilleriebrigade-Kommando an Stelle Burnands, der zum Divisionsadjutanten ernannt wurde.

1879), ein alter Soldat, der noch unter Napoleon I. gedient hatte, war ein vortrefflicher Offizier, dem wir alle unbedingtes Vertrauen entgegenbrachten.

Aus Bern erhielt Bontemps die umfangreichsten Rekognoszierungsrapporte über das Tessin „zum Studium", während wir mitten im Land standen. Großer Nachdruck wurde dabei auf die neuen eidgenössischen Befestigungen bei Bellenz gelegt. Das alles war ihm zuwider; er ließ mich zu sich kommen und fragte mich, was ich von all dem halte. Ich eroberte durch meine, ihm aus dem Herzen gesprochene Antwort in hohem Maße seine Gunst.

Ich antwortete: „Sie haben bei Übernahme des Kommandos bestimmte Instruktionen erhalten. Deren Ausführung ist Ihre Sache, und niemand hat sich darein zu mischen; denn nur Sie als Oberkommandierender im Tessin tragen die Verantwortlichkeit. Die neuen Verschanzungen bei Bellenz taugen nichts und sind zudem in noch ganz unfertigem Zustande."

Vor dem Studium der Bücher warnte ich ihn, nachdem ich in diese einen Blick geworfen hatte: „Rekognoszierungsrapporte müssen in Friedenszeiten zusammengearbeitet und handlich gemacht werden, erst dann haben sie einen Wert und können unter Umständen von Nutzen sein. Ein Heerführer muß mit seinem Stabe selbst rekognoszieren; dann allein erfährt er, worauf es ihm im gegebenen Falle ankommt!"

Bontemps wurde ganz heiter gestimmt und fühlte sich offenbar erleichtert. Die Bücher warf er sofort in die Ecke, die Rekognoszierungen und notwendigen Vorarbeiten für die Stellung wurden angeordnet.

Bontemps hatte einen schweren Stand, aber er tat streng seine Pflicht. Das war eben den Tessinern ein Dorn im Auge. Nach ihrem Sinn hätte Bontemps mit der ganzen Division Garibaldi zu Hilfe kommen oder ihn doch in kritischen Lagen unterstützen sollen. Da Bontemps streng neutral blieb und dabei die Mailänder Herrchen, die, statt im Heere zu dienen, in den Gasthöfen und den Cafés von Lugano herumlungerten, scharf in Ordnung hielt, so wurde er von den Tessinern als „Kroatenoberst" gehaßt. Dies ging so weit, daß, als eines Abends die Stadtmusik Bontemps eine Serenade brachte, die Musikanten von den Einwohnern beim Nachhausegehen durchgeprügelt wurden. –

Es war sehr gewagt, der Division eine Raketenbatterie zuzuweisen. Ich kannte die Waffe genau und wußte zu gut, daß die losgefeuerte Rakete den eigenen Truppen manchmal gefährlicher sein konnte als dem Feinde.

Die Batterieoffiziere und die Mannschaft waren in dem Spezialdienst bewandert, allein bei den Übungen hatte man nur Schulmunition verfeuert, während hier zum ersten Male scharf laborierte Munition gefaßt worden war.

Ich wollte die Munition nicht erst vor dem Feinde kennen lernen, auch lag mir daran, die Mannschaft, die nach den Friedenserfahrungen kein allzu großes Vertrauen in die launenhaften Feuerschwänze hatte, einzugewöhnen.

Ich lud den Divisionsstab ein, der Übung der Batterie beizuwohnen. Die Tessinniederung gab einen großen Manöverplatz mit allen wünschbaren Distanzen. Alles

war so umsichtig wie möglich vorbereitet. Der Divisionsstab näherte sich, ich meldete und das Feuern begann.

Ich hatte Glück! Kein einziges Geschoß ging rückwärts, eins krepierte zu früh, schadete aber nichts, ein anderes schlug nach 200 Meter geradeaus eine Bewegung seitwärts von 45 Grad ein. Die Mannschaft arbeitete ruhig und besonnen. Auch der Divisionsstab zeigte nach und nach mehr Zutrauen. Bontemps war von Anfang an zu mir in die Batterie getreten. Ich aber war sehr froh, als die Übung vorüber und dabei alles gesund geblieben war.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz wurden immer inhaltsreicher. Kam der Bericht: Garibaldi sei von den Österreichern umstellt und werde sich an General Urban ergeben müssen, so brachten die „Neapolitaner" – die Adjutanten von Bontemps, die früher in Neapel Heeresdienste geleistet hatten – bei der Mittagstafel den Mund vor Freude nicht zu, während die anderen ernst und schweigend dasaßen. Kam aber die Meldung: Garibaldi habe die Österreicher unversehens übers Ohr gehauen, so brauchte ich nicht nach den „neuesten Berichten des Hauptquartiers" zu fragen, ich las die Botschaft auf den langen Gesichtern der Adjutanten und Galopins.

Garibaldi war von Anfang an und blieb es bis zu Ende, die „bête noire" des Divisionsstabes. Die „Neapolitaner" nahmen offen Partei und seufzten ingrimmig, einer nach dem andern: „Ah, si je pourrais pincer ce Garibaldi!" Dabei aber befürchteten die Herren, daß dieser Kondottiere doch noch eine Lücke im Kordon der Posten

finden könnte und sahen hinter jedem Busch die verhaßten Rothemden auftauchen. Da nun aber andere Leute innerlich für Garibaldi waren, so ergaben sich politische Differenzen in der Division, die nicht vom guten waren. Eine unheimliche Situation, an der aber der Divisionär am wenigsten Schuld trug.

Zuletzt war kein Zweifel mehr möglich: überall hatten die Alliierten in der Poebene gesiegt und waren die Österreicher sukzessive hinter den Mincio zurückgewichen. Die österreichische Besatzung von Laveno, von den Garibaldianern abgeschnitten, rüstete sich, auf den zu Kriegsfahrzeugen eingerichteten Dampfschiffen des Lago Maggiore auf Schweizer Gebiet zu entkommen.

Bontemps sah sich durch diese Wendung veranlaßt, eine vierte (Halb-) Brigade unter dem Kommando des Majors de Latour zu bilden, die Magadino besetzt hielt, während die 22. Brigade in Locarno lag.

Beide Kontingente bildeten Vorposten an den Wegen, die dem Seeufer entlang oder über die Berge führten. Der Hauptnachdruck des Sicherheitsdienstes lag aber in den Schiffsseewachen und den Schiffspatrouillen, die am Tage, namentlich aber bei Nacht, auf dem See kreuzten, um die österreichische Flotte anzuhalten, sobald diese auf schweizerisches Gebiet einfahren würde.

Es ereignete sich nun folgendes. Die Seewache des Majors de Latour, von einem Jägeroberleutnant kommandiert, wurde nachts der österreichischen Schiffe zuerst gewahr. Der Oberleutnant ließ anrufen, gebot der Flotte anzuhalten, besetzte die Schiffe und befahl: „Steuer Magadino!“ Kaum war dieser Kurs eingeschlagen, als ein zweites „Halt!“ ertönte. Es kam von einem Reko-

gnoszierungsschiffe der 22. Brigade, in dem sich ein Stabshauptmann mit einigen Begleitern befand. Der Offizier kletterte auf das Hauptschiff und befahl: „Steuer Locarno!"

Der Jägeroberleutnant erklärte nun höflich, aber sehr bestimmt, er habe die Schiffe genommen und dem Befehle seines Majors gemäß „Steuer Magadino" befohlen. „Dabei bleibt es!"

Der Stabshauptmann drohte, allein da die Steuerruder von den Jägern besetzt waren und der Oberleutnant fest bei seinem Befehle blieb, konnte der Hauptmann nichts machen. Er fuhr eilends nach Locarno zurück und erstattete Rapport.

Der Brigadier berichtete an die Division und verlangte die Bestrafung des Jägeroberleutnants, dessen Bataillon vor der Errichtung der Halbbrigade de Latour zur 22. Brigade gehört hatte.

Wir hatten ungewöhnlich lange auf das Erscheinen des Stabes zu warten, um uns im Gasthof zur Tafel zu setzen.

Endlich erschien Bontemps, er sah erzürnt aus. Alle Herren des Stabes waren sehr erregt, der Divisionsadjutant Burnand[1] machte sein ingrimmigstes Gesicht, die Adjutanten akkompagnierten die Stimmung der Obersten.

„Es scheint da ein Unglück passiert zu sein," bemerkte ich leise dem neben mir sitzenden Adjutanten. Bontemps, dem ich gegenüber saß, hörte meine Worte und befahl

[1] In der Ordre de bataille als Kommandant der Artillerie bezeichnet.

Burnand, mir die Schauertat zu erzählen. Als nun die Moral der Geschichte mit 14 Tagen scharfen Arrestes für den Jägeroberleutnant schloß und Bontemps mich fragend ansah, sagte ich ganz ruhig: „Der Oberleutnant hat korrekt gehandelt. Es würde die Begriffe der Disziplin in der Division ruinieren, wenn dieser junge Offizier bestraft wird."

Alle Herren legten Messer und Gabel nieder und sahen mich erstarrt an, ob ich von Sinnen sei, mich in so frevelhafter Art dem vernichtenden Zorn der Götter auszusetzen.

Burnands graue Augen schossen Blitze und Bontemps wurde ganz rabiat. „Ja," rief er zuletzt, „das sind die Grundsätze der neuen Schule, die Sie, Gehret, Wieland und Hoffstetter vertreten!"

Nachdem der erste Entrüstungssturm vorüber war, fragte ich den Obersten, ob er mir gestatte, eine Anekdote aus dem polnischen Feldzuge zu erzählen, um den Beweis zu leisten, daß erprobte Generale meine Ansicht über Disziplin teilen.

Ich erzählte nun, immer wärmer werdend, folgende Begebenheit: General A., der an der Spitze seiner Infanteriebrigade ritt, bemerkte in der Ferne einen Offizier, der auf einem konvergierenden Wege der gleichen, von ihm selbst zum Endziel seines Marsches bestimmten Ortschaft zuritt.

Er ließ den Reiter zu sich bescheiden. Der Offizier meldete: „Oberleutnant H., Adjutant der Kavalleriebrigade L., hat im Auftrage des Brigadegenerals Z. für die Brigade in der Ortschaft N. Quartier anzusagen."

„Sie können sich die Mühe ersparen, Herr Oberleutnant, ich werde selbst mit der Brigade die Quartiere in N. belegen! Ich befehle Ihnen, mit mir zu reiten!“ – „Zu Befehl, Herr General, doch muß ich zuvor den erhaltenen Auftrag meines Generals ausführen.“ – „Was, Sie wollen meiner Weisung nicht Folge leisten? Ich werde Ihnen Arrest diktieren!“ – „Zu Befehl, Herr General, ich werde den Arrest antreten, sobald ich dem Befehle meines Generals nachgekommen sein werde.“ – „Wie, ich lasse Ihnen den Säbel abnehmen und werde Sie vor ein Kriegsgericht stellen, wenn Sie sich meinem Befehl widersetzen!“ – „Zu Befehl, Herr General, mein Säbel steht zu Ihrer Verfügung und ich werde mich sofort dem Kriegsgericht stellen, nur muß ich zuvor den Befehl der Kavalleriebrigade ausführen!“

Der Infanteriegeneral sah ein, daß keine Drohung den Adjutanten bewegen konnte, dem erhaltenen Befehle seines Generals untreu zu werden. Er änderte daher den Ton und sagte: „Reiten Sie zu, Herr Oberleutnant, und führen Sie den Befehl Ihres Generals aus! Ich beneide ihn um einen so braven, pflichtgetreuen Offizier!“

Bontemps saß nachdenklich da. Alles schwieg. Von dem Arrest des Oberleutnants war keine Rede mehr.

Ich erhielt von der Division den Befehl, das Inventar der Schiffe aufzunehmen und die Geschütze und Waffen zu bergen. Unbegreiflich für uns Schweizer war es, zu sehen, wie wenig sich die Offiziere um ihre Mannschaft bekümmerten. Es war dies die gleiche Erscheinung, die wir zwölf Jahre später bei der Bourbaki-Armee erlebt haben.

Ich will hoffen, daß das Band der Pflichttreue in einem Volksheer, in dem das Offizierskorps enger mit der Mannschaft verbunden ist, auch bei der Katastrophe der Kriegsgefangenschaft fester halten wird.

Möge die Probe unserem Heere erspart bleiben!

* * *

Fünftes Kapitel

Stabsoffizier im Artillerieſtab (1860er Jahre)[1]

1. Kursleiter

Wiederholungskurſe kommandierte ich mehrfach in Zürich, Aarau, Thun.[2]

Die von mir geleiteten Wiederholungskurſe zeigten ein ganz verändertes Bild gegen die früheren Übungen ähnlicher Art. Ich brach mit den alten Traditionen und gab den Kurſen eine ſolche Richtung, daß das geſamte Inſtruktionskorps zetermordio ſchrie.

Bisher waren die Wiederholungskurſe ein ſchwacher Abklatſch der Rekrutenſchule geweſen. Hier wie dort wurden die gleichen Theorien, aber in verdünnter Doſis gegeben. Offiziere und Unteroffiziere kamen mit dem Gedanken in die Schule: die halbvergeſſene Weisheit durch die Inſtruktoren „neu auffriſchen" zu laſſen. Daß in dieſen Kurſen ein weiterer Schritt über die Rekrutenſchule hinaus gemacht werden müſſe, fiel niemand ein.

---

[1] Im Jahre 1860 wurde Hauptmann E. Rothpletz zum Major und 1863 zum Oberſtleutnant im Artillerieſtab befördert.

[2] Der nun folgende Abſchnitt erſchien erſtmals in der „Allgem. Schweiz. Militärzeitung" (1913, Nr. 46) in meinem Aufſatz: „Zur Geſchichte der ſchweizeriſchen Militärinſtruktion".

In den Wiederholungskursen hatten nach meiner Auffassung die Batterien ihr Können zu zeigen, praktisch zu beweisen, was die Kader und die Mannschaften in den vorangegangenen Rekrutenschulen gelernt hatten.

Meine Wiederholungskurse wurden taktische Übungen, in denen die Kritik die Aufgabe der Theorie ersetzte.

Diese Auffassung teilte ich vor Beginn der Schule dem Offizierkorps mit der Bemerkung mit, daß ich mich durch ein Examen überzeugen werde, ob die Herren wohl vorbereitet einrücken, um imstande zu sein, die Instruktion und Führung der Batterien ohne Hilfe von Instruktoren selbst übernehmen zu können.

Es war diese Stellung der Kader in den Schulen der zweite überaus wichtige Punkt, in dem eine Neuerung stattfand: die Offiziere und Unteroffiziere lernten ohne Hilfe stehen und ohne Krücken sich bewegen.

Die ganze Traininstruktion z. B. hatte bisher in den Händen der Train-Ober- und Unterinstruktoren gelegen. Nur die Instruktoren unterrichteten, kommandierten, befahlen und straften. Von den Trainwachtmeistern oder den Korporalen hörte man in der Regel kein Wort; oder wenn einmal so was passierte, so stand sicher der Instruktor eifersüchtig hinter dem Korporal, um ihn und alle andern niederzuwettern, weil ja nur er die Sache zu wissen vermeinte. Ganz das gleiche war bei der Kanoniermannschaft der Fall. Die Geschützchefs waren mundtot, die Wissenschaft war nur in den Unterinstruktoren lebendig. Sie allein hatten den „Tramp", die Theorien zu geben und den Dienst in der Kaserne und in der Batterie zu lehren.

Die Disziplin war infolgedessen sehr mangelhaft.

Diese Blume gedeiht bloß, wenn von Mann zu Mann nicht nur der Rang, sondern der Glaube und der Augenschein einen Unterschied bildet. Wie soll aber der Soldat an seine Vorgesetzten glauben, wenn der Augenschein beweist, daß der Korporal oder Wachtmeister trotz seiner Schnüre ihm selbständig nichts zu befehlen hat und gerade so vom Herrn Instruktor heruntergepudelt wird wie er selbst!

Ganz ähnliche und noch verletzendere Verhältnisse hatten sich beim Offizierkorps eingebürgert.

Jeder Offizier war gewohnt, bei allem was er tat, nach der Miene des Vogtes auszuschauen, der in der Figur des Instruktionsoffiziers die Lage beherrschte. Kein Truppenoffizier hatte die Freudigkeit des eigenen Schaffens, des zielbewußten Kommandos.

Von der Organisation der Batterien ab bis zu deren Entlassung waren die Offiziere bevormundet, und keiner war sicher, nicht vor der Truppe einen scharfen Verweis von den Oberinstruktoren zu erhalten.

Ich ließ die Instruktoren, die der Schule (Thun) zugewiesen waren, zu mir befehlen und eröffnete ihnen folgendes: die Mannschaft der Batterie werde bei mir von den Truppenoffizieren und Unteroffizieren instruiert und kommandiert. Die Herren Instruktoren haben zugegen zu sein. Nehmen sie Verstöße wahr, so haben sie den Betreffenden nicht laut vor der Truppe, sondern beiseits darauf aufmerksam zu machen, sonst haben sich die Instruktoren nicht einzumischen, da ich die Kader zur Selbständigkeit erziehen wolle. Zum Schluß bemerkte ich, daß ich das gewohnheitsmäßige Fluchen verbieten und bestrafen werde.

Das gab verblüffte Mienen! Die Instruktoren machten sofort dem in Thun außerdienstlich anwesenden Oberinstruktor, Oberst H., Rapport. Dieser kam in Zivil zu mir und machte mir dringende Vorstellungen: die Schule müsse zugrunde gehen, was ich da beabsichtige, sei unerhört und unmöglich! Auch der Artillerie-Inspektor, dem die Sache berichtet wurde, war über den Erfolg dieses Schrittes sehr besorgt und warnte. Doch hatte er zu mir das Vertrauen, daß ich den Schritt nicht ohne volle Überzeugung getan haben würde.

Ich blieb fest und antwortete den Herren: „Ich trage alle Verantwortlichkeit. Es wird und muß gehen."

Es war nun eine wahre Freude zu sehen, wie die Truppenoffiziere und Unteroffiziere sich rasch in die erlangte Selbständigkeit einlebten und sich alle Mühe gaben, meinem Zutrauen gerecht zu werden. Beim Beginn gab es, namentlich bei den unteren Chargen, Stockungen, ein gewisses, linkisches Wesen mußte überwunden werden. Aber nach Maßgabe der Arbeit wuchs das Können.

Die anfänglich spöttischen Mienen der Instruktoren nahmen einen nachdenklichen Ausdruck an. Der Oberinstruktor, der in Zivil den Übungen täglich beiwohnte, verstummte nach und nach mit seinen Kassandrarufen.

Die Schlußinspektion vor dem Oberstartillerie-Inspektor zeigte ein sehr günstiges Resultat, und Oberst Herzog zögerte nicht, dies beim Abschieds-Korpsbesuch anzuerkennen. „Ob diese Methode," sagte er dann zu mir, „die unter deinem Kommando die Probe gegen alle Erwartungen gut bestanden hat, bei einem anderen

Kommandanten sich in gleicher Weise bewähren wird, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls ist die Artillerie um eine wichtige Erfahrung reicher geworden."

Bei den Kursen, in denen es sich darum handelte, eine neue Erfindung einzuführen, wie die gezogenen Geschütze, oder bei Kursen, die an sich ein Novum waren, wie der erste Artillerie-Stabsoffizierskurs (1868), verbat ich mir die Mithilfe von Instruktoren, wenn ich die Verantwortlichkeit für das Gelingen übernehmen müsse.

Dies wurde mir jeweilen zugestanden. Ich übernahm dadurch eine gewaltige Arbeitslast, aber ich hatte doch keinen störenden Widerspruch zu überwinden.

2. Die Mission nach Dänemark im Jahre 1864.[1]

Ich war in meine Malerstudien in München[2] vertieft, da erhielt ich – leider erst am Schlusse der Belagerung von Düppel – den ehrenvollen Auftrag des eidgenössischen Militärdepartements, mich auf den deutsch-dänischen Kriegsschauplatz zu begeben. Als Adjutant wurde mir Artillerie-Stabshauptmann F. C. Bluntschli zukommandiert. Bluntschli, jetzt Armee-Traindirektor, ein ganz vortrefflicher Offizier, stand früher (1854–62) in bayrischen Diensten.[3]

Ich erhielt ein Empfehlungsschreiben des Bundesrates

[1] Zuerst erschienen in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1916, Nr. 2–5).

[2] Bei J. B. Berdelle, Historienmaler (1813–1876).

[3] F. C. Bluntschli (1834–1907), Oberst der Artillerie und Gründer der „Zeitschr. für die schweiz. Artillerie" (jetzt „Zeitschr. für Artillerie und Genie").

und das Original der Erlaubnis der österreichischen Regierung für mich und meinen Adjutanten, den Kriegsschauplatz zu besuchen; dagegen fehlte das gleichlautende Original der preußischen Regierung. Dies brachte mich in eine arge Verlegenheit gegenüber dem Generalstabschef v. Moltke, aus der mich nur der Zufall rettete, wie ich nun erzählen will.

Den Oberbefehl über das gesamte Heer der Preußen und Österreicher führte der Prinz Friedrich Karl von Preußen. Sein Generalstabschef war Graf v. Moltke. Beim Beginn des Krieges hatte der alte Wrangel den Oberbefehl und unter ihm war General Vogel v. Falckenstein Chef des Generalstabes gewesen. Der Wechsel im Kommando war nicht lange vor meinem Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz erfolgt.

Das Hauptquartier des Prinzen befand sich in Apenrade. Es war eines Vormittags, zur Zeit als der Prinz in seinem Zimmer die Offiziere zur Parole versammelt hatte, als ich mit meinem Adjutanten an den Fenstern des Prinzen vorbeifuhr, um in meinen Gasthof zu gelangen. Der Prinz bemerkte uns vom Fenster aus und sandte sofort einen österreichischen Offizier in mein Hotel ab mit der Frage, wer wir seien und was wir wollten.

Ich gab Bescheid und bemerkte, daß ich mich sofort ins Hauptquartier begeben und um die Erlaubnis ersuchen werde, uns vorzustellen und meine Kreditive zu überreichen.

Als ich mich in Begleit meines Adjutanten dem Hauptquartier näherte, war die Parole fertig und standen eine Reihe höherer Offiziere vor der Türe, die uns mit höhnischen Blicken maßen. Mein Adjutant, der dies sofort

bemerkt hatte, raunte mir zu: „Herr Oberstleutnant, es scheint da etwas nicht in Ordnung zu sein.“ Wir kamen schließlich an den Herren vorbei, und ich gab einem Lakaien unsere Karten an den Prinzen, mit dem Ersuchen, uns zu empfangen.

Der Prinz liebte damals die Schweizer wohl sehr wenig. Als er den Bericht des österreichischen Adjutanten vernommen hatte, wer wir seien, hatte er Moltke den Auftrag gegeben, uns statt seiner zu empfangen und uns sofort wieder vom Kriegsschauplatz heimzuweisen.

Der Lakai erschien, öffnete eine Türe und ersuchte uns, einzutreten. Wir traten ein, mußten aber mit dem Rücken dicht an der Türe stehen bleiben, da, in sehr wenig höflicher Art, General Graf v. Moltke sich ganz nahe an die Türe gestellt hatte. Wir salutierten und ich übergab Moltke mit wenig einleitenden Worten das Schreiben des Bundesrates.

Moltke erbrach das Schreiben nachlässig, tat aber keinen Blick hinein, sondern sagte: „Sind die Herren bei Seiner Exzellenz dem General von Roon in Berlin gewesen und haben Sie von ihm die Erlaubnis erhalten, hierher zu kommen?“

„Exzellenz,“ erwiderte ich, „ich hatte leider keine Zeit, über Berlin zu reisen, um mich Seiner Exzellenz dem General von Roon vorzustellen, da wir ja schon jetzt verspätet auf dem Kriegsschauplatz anlangen.“

„So,“ sagte Moltke mit einem sarkastischen Lächeln, „da tut es mir sehr leid, den Herren das gleiche Schicksal bereiten zu müssen wie unsern lieben Brüdern aus Süddeutschland – ich muß die Herren

ersuchen, binnen 24 Stunden das Hauptquartier zu verlassen und ihre Heimreise anzutreten."

Moltke gab durch ein leichtes Verbeugen das Zeichen, daß wir entlassen seien.

Allein ich folgte dem Winke nicht und erwiderte fest, aber ruhig, obschon ich innerlich über diese Aussicht, einfach hinausgeworfen zu werden, sehr empört war:

„Exzellenz, bitte zu entschuldigen, ich bin hierher gekommen, um mich pflichtschuldigst vorzustellen und nicht um die Erlaubnis zu bitten, den Kriegsschauplatz zu besuchen. Diese Erlaubnis besitze ich bereits, sie wurde mir nach den diplomatischen Unterhandlungen des Bundesrates von den Regierungen von Preußen und von Österreich sowohl mir als meinem Adjutanten erteilt.

Ich habe zufällig das Original der österreichischen Antwort bei mir, die gleichlautend mit der preußischen Antwort ist. Ich übergebe Euer Exzellenz das Aktenstück, um sich von der Richtigkeit meiner Aussage zu überzeugen.

Übrigens muß die Mitteilung der Erlaubnis sicher in den Akten des Hauptquartiers notiert sein, und bei der bekannten Ordnung der preußischen Militärregistratur wird es unschwer sein, in den eigenen Akten die Bestätigung meiner Angaben zu finden."

Moltke hatte mit einem Blick die österreichischen Unterschriften betrachtet und fuhr dann, offenbar zweifelhaft geworden, in einem etwas weniger scharfen Tone fort: „Davon ist mir nichts bekannt; ich werde die Sache untersuchen lassen und Ihnen dann die Entscheidung Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl zu wissen lassen. Wollen sich die Herren bis dahin in Ihrem Hotel aufhalten."

Wir entfernten uns und blieben in unserm Hotel konsigniert. Es war keine angenehme Zeit! Die Erwartung, was kommen werde, war mit höchst peinlichen Reflexionen vermengt: War durch irgendeinen Zufall das Hauptquartier von der uns gegebenen Erlaubnis nicht verständigt worden, oder schwiegen die Register, so konnte die Sache fehl gehen. Zum Glück hatte Moltke, offenbar durch meine Aussage und das österreichische Aktenstück überrascht, nicht das preußische Original eingefordert. Hätte er es getan, wie wäre ich dagestanden!

Der Generalstabschef hatte sich gewiß in weniger als einer Viertelstunde überzeugt, daß sich die Sache genau so verhalte, wie ich sie dargestellt hatte. Trotzdem ließ er uns ohne Antwort. Bereits waren 24 Stunden vergangen, da riß mir die Geduld und ich schrieb an Moltke einen sehr deutlichen Brief, worin ich um eine Entscheidung bat, da ich nicht nach Dänemark gereist sei, um untätig im Hotel zu Apenrade zu bleiben.

Nach der Spedition des Briefes promenierten wir in dem zum Gasthof gehörenden Garten, da sahen wir plötzlich Moltke, der mit einem Adjutanten auf dem am Garten vorbeiführenden Wege von einem Spaziergang zurückkehrte. Kaum hatte der General uns erblickt, so lenkte er den Schritt zur Gartentüre, trat ein und ging mit der freundlichsten Miene auf uns zu:

„Nun, die Sache hat sich ganz zu Ihren Gunsten aufgeklärt," sagte er. „Der erst kürzlich erfolgte Wechsel im Kommando ist schuld, daß weder Se. Königliche Hoheit noch ich selbst Kenntnis von den bezüglichen Unterhandlungen der Regierungen hatten. In einer halben Stunde werden Sie die von Sr. Königlichen

Hoheit unterzeichneten Passierscheine samt der deutschen weißen Armbinde erhalten, die Sie zu tragen berechtigt sind. Kann ich Ihnen noch in irgendeiner Sache behilflich sein, so bitte ich Sie, es mir zu sagen."

Ich dankte und fuhr dann fort: „Exzellenz verpflichteten mich zu größtem Dank, wenn Sie mir auch nur andeutungsweise mitteilten, wohin wir uns zu wenden haben, um womöglich noch ein Stück Krieg miterleben zu können."

Ein leichtes Lächeln glitt über die ehernen Züge des Generals, als er in bedeutungsvollem Tone antwortete: „Nun, Herr Oberstleutnant, es wird Sie vielleicht interessieren, Fridericia zu besuchen." Der General grüßte und verließ uns.

Kaum war er unsern Blicken entschwunden, als mein Adjutant ausrief: „Jetzt aber heißt es: Anspannen und auf nach Fridericia!"

Als ich aber, die Karte in der Hand, ruhig bemerkte: „Anspannen, ja, aber nach Fridericia gehen wir nicht", sah mich der Hauptmann mit fast vorwurfsvollem Blicke an: „Ja, General Moltke hat uns doch den Wink gegeben –" „Das hat er allerdings," sagte ich, „aber wissen Sie, was das Wort ‚Fridericia' heißen will?... Wir sind den Herren unbequem, sie wollen uns bald los sein, deshalb der Wink, der uns von der Marschstraße der Heersäulen entfernt und uns von den Preußen weg zu den Österreichern führen soll. Der Rat Moltkes war eine täuschende Finte, aber wir lassen uns von dem Herrn Generalstabschef nicht täuschen. Bei der nächsten Etappe werden Sie sehen, daß ich Moltkes Absicht richtig durchschaut habe."

Wir fuhren sofort ab. Bei dem ersten Zwischenetappenort, von dem aus wir leicht nach beiden Richtungen gelangen konnten, ließ ich halten und die Pferde in den Stall versorgen. Dann begaben wir uns zu dem Etappenkommandanten, um uns zu melden. Es war ein junger Offizier, der sich auf seinem Posten sehr langweilte und mit großer Ehrfurcht meine Legitimation mit der Unterschrift des Prinzen Friedrich Carl ansah.

Scheinbar gelegentlich fragte ich nach dem Marschziel des Heeres und erfuhr, wie ich es vorausgesehen hatte, daß kein Bein nach Fridericia marschiere, daß die Kolonnen der Preußen direkt gegen den Lymfjord ziehen und links (westlich) von ihnen die Österreicher versuchten, die Dänen, die sich beständig zurückzogen, in der rechten Flanke zu umgehen.

Eine Stunde später fuhren wir auf dem richtigen Wege gegen Norden.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß mich die Erinnerung an diese Episode mit wachsender Freude erfüllte, je berühmter Moltke wurde.

Nachdem wir uns längere Zeit bei den Preußen aufgehalten hatten, gingen wir zu den Österreichern. Wir wurden herzlich empfangen. „Warum kommen Sie so spät zu uns?", rief der kommandierende Generalfeldmarschall-Leutnant von Gablenz mir zu. „Warum blieben Sie so lange bei unsern lieben Freunden, den Preußen?"

Gablenz lud uns zu sich, ließ mir später eine Batterie zur Instruktion vorführen, kurz die Österreicher waren so liebenswürdig wie möglich. Doch übergehe ich auch

hier wie beim Aufenthalt im preußischen Heer die Details und will nur einige kleine charakterische Züge berühren, die sich auf die Stimmung der feindlichen Brüder beziehen oder die mit den spätern Ereignissen 1866 in einigem Zusammenhang stehen.

Um die Österreicher zu ärgern, hatten die Preußen ausgestreut, es seien piemontesische Offiziere bei ihnen angelangt und zum Besuche des Kriegsschauplatzes zugelassen worden. Nun entstand große Aufregung in den Kreisen der österreichischen Offiziere, und wurde der Beschluß gefaßt, die verhaßten Italiener grob zu behandeln und einfach fortzuweisen. Da nun die schweizerische Uniform, namentlich unsere damalige Dienstmütze, eine gewisse Ähnlichkeit mit der piemontesischen Ordonnanz hatte, so wurden wir beim ersten Erscheinen in den österreichischen Garnisonen für Italiener gehalten, bis jedesmal, noch zur rechten Zeit, der Ingrimm der sich uns in drohender Haltung nähernden Offiziere in schallende Fröhlichkeit und herzliche Freudenausbrüche sich verwandelte, sobald wir uns als Schweizer Offiziere vorgestellt hatten. So geschah es in Veile, wo zwei Hauptleute herankamen, um uns herauszufordern, während in dem gegenüberliegenden Gasthause alle Fenster von Offizieren dicht besetzt waren, um dem Schauspiel zuzusehen.

Noch bedenklicher war die Situation in Fridericia. Auf dem Marktplatze stand Oberst Graf von Auersperg in Mitte der zur Parole versammelten Offiziere. Als wir in unserm Wagen heranfuhren, entstand eine große Unruhe in der Offiziersgruppe. Wir stiegen aus, und es öffnete sich widerwillig eine Gasse in der Gruppe, durch die ich gerade auf Graf von Auersperg zuschritt,

ohne mich um das drohende Gemurmel rechts und links zu kümmern. Finster ließ uns der Oberst herankommen. Er hatte, wie er mir später erzählte, seinen Offizieren versprochen, er werde uns kurz abweisen und uns befehlen, sofort zum gleichen Tore, durch das wir gekommen seien, wieder abzufahren. Alles harrte auf die Exekution, um den vollen Hohn loszulassen. Da, bei dem ersten deutschen Wort, umarmte mich der Oberst und rief: „Das sind ja unsere Freunde, die Schweizer Offiziere!"

In hohem Grade liebenswürdig war nun der Empfang des ritterlichen Offizierskorps der Österreicher. Aber eine Schwäche fiel mir sofort auf.

Es herrschte, namentlich in den höhern Kommandokreisen, eine große Voreingenommenheit für das eigene Heer, dessen Taktik und Bewaffnung und eine verderbliche Blindheit gegen die großen Vorzüge der preußischen Armee.

Ich befand mich, einer Einladung folgend, eines Abends in der Gesellschaft einer Reihe von Generalen und höhern Offizieren. Natürlich wollten die Herren erfahren, was ich von dem preußischen Heere denke. Da bemerkte ich meinerseits provozierend: „Wenn die Herren nach beendetem Kriege nach Österreich zurückkehren, so werden sie ohne Zweifel die Bewaffnung der Armee mit dem Hinterlader anregen, sie wären sonst bei einem künftigen Kriege mit Preußen in großem Nachteil." – „Ja was gar!", war die einstimmige Antwort, „unser Gewehr ist viel besser als das Zündnadelgewehr, unsere Leute können auch liegend laden. Niemals werden wir eine so fragwürdige Waffe wie die Preußen sie haben, anschaffen" usw.

„Aber," fuhr ich fort, „die Herren haben doch das Gefecht bei Lundby[1] studiert und sie müssen sich doch dabei von der außerordentlichen Wirkung des Zündnadelgewehrs überzeugt haben." Allein auch hier erfuhr ich einstimmigen Widerspruch: „Das waren eben zwei dänische Kompagnien, die Preußen hätten uns Österreicher gegen sich haben sollen, die Dänen waren schlecht geführt" usw. kurz, alle Gründe wurden herbeigezogen, um die Güte der preußischen Waffen herunterzusetzen.

Die meisten der höhern Offiziere, die jenen Abend an meinen Erörterungen so wenig Gefallen fanden, standen 1866 dem preußischen Zündnadelgewehr gegenüber. Vielleicht hat der eine oder andere, angesichts der furchtbaren Katastrophe, die das Heer ereilte, sich an den Rat des eidgenössischen Oberstleutnants erinnert und die eigene Kurzsichtigkeit bedauert.

Nach dem Rückzuge der Dänen kehrten auch wir – über Düppel – zurück. Ich verabschiedete mich schriftlich beim Grafen von Moltke.

Anhang: Das Einleitungskapitel des Berichtes über den Deutsch-Dänischen Krieg an das eidgenössische Militärdepartement

Hochgeachteter Herr Bundesrat!

Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit über meine Sendung auf den Kriegsschauplatz von Schleswig und Jütland Bericht zu erstatten.

[1] Vgl. hierüber meinen Artikel: „Das Gefecht bei Lundby am 3. Juli 1864" in der „Allgem. Schweiz. Militärzeitung" (1915, Nr. 42).

Der Bericht ist unter Mitwirkung meines Adjutanten, Herrn Stabshauptmann Bluntschlis, entstanden. Herr Hauptmann Bluntschli hat die in der Beilage enthaltenen Zeichnungen verfertigt und auch sonst an der Sammlung und Bearbeitung des Materials nicht unbedeutenden Anteil. – Ich ergreife daher gerne den Anlaß, an der Spitze dieses Berichtes meinem Herrn Adjutanten meine vollkommenste Zufriedenheit auszusprechen und Ihnen, hochgeachteter Herr Bundesrat, diesen ebenso eifrigen als tüchtigen Offizier bestens zu empfehlen. –

Die Sendung, welche nach den erhaltenen Befehlen hauptsächlich eine genaue Kenntnis der Kriegsführung der preußisch-österreichischen Truppen und den damit verbundenen Erfahrungen bezweckte, war insoweit verfehlt, weil ich den ersten Befehl zur Abreise am Schlusse der Belagerung von Düppel erhielt.

Die Unmöglichkeit, nach dem Wunsche des tit. Militärdepartementes, einen Offizier des Geniestabes als Adjutanten zu gewinnen und die hieraus erfolgte Verzögerung, ließen bei dem unterdessen eingetretenen Waffenstillstand eine Abreise als nicht schicklich erscheinen. Als ich dann nach den wiedereingetretenen Kriegsoperationen, ohne weiteren Befehl abzuwarten, mich so rasch als möglich zur Abreise anschickte, wurde neuerdings durch die gegen alle Erwartung rasche Einnahme von Alsen, mein Wunsch, den Krieg zu sehen, vereitelt. Die einzige Möglichkeit, einem Kampfe beizuwohnen, erschien noch bei dem Übergang der Verbündeten über den Lymfjord, der beschlossen worden war, um sich auch der nördlichsten Gegenden von Jütland zu bemächtigen. Ich zögerte daher keinen Augenblick,

diese weite Reise zu unternehmen, allein da die Dänen schon vorher ihren Rückzug angetreten, war auch hier meine Hoffnung getäuscht.

Die Reise dauerte vom 1. Juli bis 28. Juli, wobei acht Tage auf die Hin- und Herreise nach Hamburg fallen, da ich Krankheit halber nicht schneller fortkommen konnte.

Die 20 Tage auf dem Kriegsschauplatze selbst wurden, mit Ausnahme von zwei Tagen, auf der Reise zum Lymfjord und zurück zugebracht, ein Tag ging verloren durch den Aufenthalt im Hauptquartier zu Apenrade und einen Tag verbrachte ich in Kolding bei der Inspektion einer österreichischen Batterie.

Da ich als Offizier eines neutralen Staates gesandt war, fand ich es nicht für schicklich, auf Kosten Sr. Majestät des Königs von Dänemark zu reisen und lehnte daher die mir von den Platzkommandos, bei denen ich mich meldete, jedesmal auf das zuvorkommendste angebotenen Requisitionswagen und Pferde, resp. freie Bequartierung ab. Dadurch war ich genötigt, die ganze Reise nach dem Lymfjord und zurück in einem eigens hierzu gemieteten Wagen zurückzulegen und für unser Quartier selbst zu sorgen; was die Unkosten dieser Reise um ein beträchtliches vermehrte, da wie leicht einzusehen, der Aufenthalt in den Gasthöfen in einem von feindlichen Kriegsheeren überzogenen Lande sehr große Ausgaben veranlaßte.

Von Hamburg aus verfügte ich mich zuvörderst nach Apenrade in das Hauptquartier Sr. K. Hoheit des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, um mich zu melden und das vom eidgenössischen Militärdepartement er-

haltene Empfehlungsschreiben zu übergeben. Da die diplomatischen Schritte mit der K. preußischen und K. K. österreichischen Regierung stattgefunden, bevor Prinz Friedrich Karl mit seinem Chef des Generalstabes, Exzellenz Generalleutnant von Moltke, das Kommando der verbündeten Armeen übernommen und die Kanzlei des eidgenössischen Militärdepartements nicht im Falle war, mir die ausdrückliche Bewilligung der K. preußischen Regierung, den Kriegsschauplatz zu besuchen, mitzugeben, wie solches notwendig gewesen wäre; so war ich während eines Tages sehr peinlicher Erwartung, in Gefahr zurückgewiesen zu werden. Die musterhafte Registratur der preußischen Kanzlei befreite mich endlich von dieser sehr unangenehmen Lage, und ich erhielt die schriftliche Erlaubnis, mich zur Armee zu begeben und die weiße deutsche Armbinde zu tragen.

Der Empfang, den wir bei den Offizierkorps der verbündeten Armeen fanden, war von seiten der österreichischen und preußischen Offiziere aller Grade so überaus zuvorkommend und ausgezeichnet, daß ich an das tit. eidgenössische Militärdepartement die Bitte stelle, den hohen Bundesrat zu veranlassen, den betreffenden Regierungen für diese so wohlwollende Aufnahme Ihrer Offiziere, den gebührenden Dank auszusprechen. Zugleich kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte das eidgenössische Militärdepartement dafür Sorge tragen, wie dies für die Zentralschule bereits geschehen, daß von seiten der die verschiedenen Kurse kommandierenden eidgenössischen Offiziere oder Instruktoren, fremde Offiziere mit gleicher Rücksicht und kameradschaftlicher Zuvorkommenheit empfangen werden.

Die Aussetzung eines Kredites für frais de représentation und das geeignete Zirkular wären hier sicher nicht außer Orts, zumal ich die Erfahrung gemacht habe, daß in dieser Beziehung die Auffassungen der Herren Oberoffiziere nicht unbedeutende Differenzen zeigen. – Wir sind mehr im Falle, ins Ausland zu gehen, als daß wir den Besuch fremder Offiziere zu erwarten haben.

Aus der Darstellung der äußeren Verhältnisse werden Sie, hochgeachteter Herr Bundesrat, unschwer die Einsicht gewonnen haben, daß es für mich überhaupt schwierig war, das Material für einen Bericht während den 20 Tagen zu sammeln, und daß der Erfolg meiner Sendung durch die Umstände sehr bedeutend erschwert wurde. Abgesehen, daß ich den eigentlichen Krieg nicht mehr fand, nötigte mich die Lage der Dinge, 20 Tage auf Reisen zuzubringen, um mit den ersten Truppen den Lymfjord zu passieren. Von morgens bis zum Abend befand ich mich auf der Fahrt, oft ohne halbe Tage lang Truppen zu Gesicht zu bekommen. Die einzige Möglichkeit, die Herren Offiziere kennen zu lernen, war abends. Da trafen wir immer große Gesellschaft. Die Herren Kameraden waren selbst vom Marsch ermüdet oder doch weniger in der Lage, dem Frager so Rede zu stehen, wie solcher es für seine Belehrung wünschen mußte. – Die Schicklichkeit verbot, allzu eindringlich zu werden und die allgemeine Fröhlichkeit von Offizieren zu beeinträchtigen, die nach siegreicher und anstrengender Kampagne wohl gerne von ihren Taten sprachen, aber doch weniger aufgelegt scheinen, ein eigentlich wissenschaftliches Gespräch zu beginnen; – es war mir dies auch sehr begreiflich, denn ich hatte

selbst nie so sehr das Gefühl, wie unerquicklich die Reglemente sind, als im Kreise von kriegserfahrenen Offizieren. –

So war es denn neben unserer angestrengtesten Arbeit der glückliche Zufall, der uns einige Offiziere auffinden ließ, welche die Einsicht hatten, unsern sehr entwickelten Sammelsinn zu begreifen und die uns in liebenswürdigster Weise Rede standen; – immerhin aber war ich im Falle, nach meiner Rückkunft eine Literatur von Hilfsmitteln mir anzueignen, beziehungsweise davon Auszüge zu machen oder zu verarbeiten, um in diesem Berichte meinem Wunsche: eine für unser Heerwesen nutzbringende Arbeit zu liefern, annähernd zu genügen. Die mir gewordenen verschiedenen Bemerkungen und Relationen habe ich immer mit um so größerer Vorsicht aufgenommen, als zwischen der preußischen und österreichischen Armee kein allzu freundschaftliches Verhältnis bestand.

Der Geist beider Armeen ist ein durchaus verschiedener. Wer sich einen richtigen Begriff des österreichischen Soldatengeistes machen will, der lese Wallensteins Lager. Die Uniform ist geändert, die raufluſtigen, echt soldatischen Landsknechte, sind die gleichen geblieben; – aber das trifft auch die Schattenseite dieses Heeres. Das Heer besteht aus Massen mit mehr oder weniger großem militärischen Instinkt; die Bildung und das Selbstgefühl des einzelnen Soldaten fehlt vielfach.

Der Stock herrscht noch in der Armee, und ein ebenso humaner als einsichtsvoller Oberst versicherte mir, daß dieses Strafmittel, selbst bei der Artillerie, noch als

notwendig erscheine. Und im Gespräche schilderten mir einst mehrere Offiziere der Österreicher mit eigentlichem Wohlbehagen: wie dumm ihre Leute seien. Es ist dieser Mangel an Bildung, an Einzellehre des gemeinen Mannes eine bedeutungsschwere Erscheinung bei der sonst so braven und tapferen Armee. Die Österreicher werden sich immer vortrefflich schlagen, aber solange nicht der Sauerteig geistiger Freiheit und Bildung die Massen des großen Staates durchdrungen und ein denkendes Bürgertum, eine verständige Bauernsame aufgewachsen, wird die Armee, die sich aus diesem, der Kultur abgewendeten, Lande rekrutiert, immer Mühe haben, den französischen Truppen, ihren beständigen Gegnern, gleichzukommen oder dieselben zu besiegen. Denn gerade in dem zum persönlichen Selbstgefühl jedes Soldaten entwickelten militärischen Ehrgeiz liegt die Hauptstärke der französischen Armee. –

Das von den Truppen ganz abgesonderte österreichische Offizierskorps ist eine herrliche Erscheinung. Der kühne, wahrhaft ritterliche Geist, der auf dem Schlachtfelde die blutigsten Lorbeeren erringt, wie die zu den gefallenen Truppen unverhältnismäßig große Zahl von toten oder verwundeten Offizieren beweist, gibt diesen Offizieren eine Ruhe und eine Sicherheit des Auftretens, die einen um so wohltuendern Eindruck macht, weil damit ein so feiner Takt, und eine so herzliche Freundlichkeit verbunden ist, die vom ersten Augenblick an uns völlig einnimmt. Der österreichische Offizier – und ich hatte gerade das Glück, verschiedene höhere Offiziere kennen zu lernen – ist Gentleman im vollen Sinne dieses Wortes. Er weiß zu gut seinen Wert,

um nicht jede Renommisterei zu verschmähen; er ist im Umgang einfach und von einer so anspruchslosen kameradschaftlichen Manier, so fern von jeder Überhebung, daß ich kein Offizierskorps kenne, das so glänzende und so liebenswürdige Eigenschaften in so hohem Maße zugleich vereint. –

Die preußische Armee ist weniger einfach zu fassen. Ursprünglich beruht die preußische Militärverfassung auf der allgemeinen Wehrpflicht – die denn auch zum Teil wenngleich in unvollkommener Weise – durchgeführt ist. Wir haben daher ursprünglich ein Volksheer, in welchem auch die vermöglichen und gebildeten Stände vertreten sind, das jedoch nach den Absichten des herrschenden Systems die Eigenschaften eines stehenden Heeres annehmen soll. Dieses Bestreben, die für gefährlich gehaltenen Seiten eines Milizheeres gänzlich zu entfernen und durch die exakteste Garnisonszucht den Geist des Heeres nur an den Kriegsherrn zu fesseln, gibt den Anschein von überreizter Dressur und bureaukratischem Schematismus, den Eindruck eines forcierten Zustandes. Diese etwas manirierten Angewöhnungen werden schwinden, gerade so wie sie früher nach den Kriegen von 1813 und 1814 schwanden, sobald das preußische Heer Gelegenheit haben wird, sich in längerem Kriege mit einem ebenbürtigem Gegner zu messen; wie ich das preußische Heer beurteile, wird sich dasselbe, wenn gut geführt, auch dem besten Gegner gegenüber glänzend bewähren. –

Ich glaube kaum, daß irgendein Heer aus besserem Material zusammengesetzt ist. Ich nahm öfters Gelegenheit, mit Soldaten und Unteroffizieren zu reden. Keiner

blieb mir eine Frage schuldig, jeder antwortete ohne zu stocken in bündiger Weise. Ich hatte in frühern Jahren schon Gelegenheit, das preußische Volk auf Reisen kennen zu lernen und ich finde nur meine damalige Erfahrung bestätigt, wenn ich mein Urteil dahin fälle, daß an Intelligenz und gelerntem Wissen das preußische Heer den ersten Rang einnimmt. Dabei findet sich im Norden eine schärfere Unterscheidungsgabe und eine Dosis von so gesundem Humor, daß diejenigen Offiziere – aber wie ich mich überzeugt habe, sind dies durchaus nicht alle –, welche der Hoffnung waren, durch die nun verlängerte Dienstzeit aus dem Rekruten eine kritiklose Soldatenmaschine zu dressieren, an dem Gelingen dieses Wunsches verzweifeln, und angesichts des manchmal störenden Rats, den sich der gemeine Soldat während des Krieges erlaubte und der auf zu große persönliche Selbständigkeit deutete, die Überzeugung gewonnen haben, daß auch eine dreijährige Dienstzeit noch nicht genügt, um den Verstand dieses Volkes zu brechen. –

Gegen das preußische Offizierskorps herrscht in fast allen andern Staaten eine gewisse Abneigung, die in Frankreich auf dem Gefühle beruht, daß die Preußen den beweglichen Galliern, durch die Dialektik der Gedanken Konkurrenz machen, und in Deutschland auf Vorurteilen gründet, deren Entstehen zum Teil in dem etwas exzentrischen und souveränen Wesen einzelner Offiziere, zum Teil in der dem südländischen Ohre fremd lautenden Sprache zu suchen ist. Der tiefer liegende Grund dieser, namentlich in einzelnen Gegenden von Süddeutschland bis zu feindlichen Gefühlen wachsenden

Mißstimmung beruht aber nach meiner Meinung in der Tatsache, daß, allgemein gesprochen, hinter dem preußischen Offizierskorps sehr viel Verstand steckt, und in den Kreisen, welche eine geringere Begabung kritischer Schärfe besitzen, gilt der größere Verstand bekanntlich als eine Todsünde, als gemüt- und herzlos und wie diese Beiwörter alle lauten. –

Ich habe eine ganze Reihe der liebenswürdigsten Kameraden bei den Preußen kennen gelernt. Das Auftreten ist zwar scheinbar mehr höflich als herzlich, deswegen sind diese Herren nicht weniger gemütlich, und, was mir eben die Hauptsache ist, sie sind gut beschlagen, wenn irgendein Gespräch von geistigerem Inhalte sich entwickelt, und zwar in einem Maße, das Achtung einflößt und den meisten Offizierskorps, welche die Preußen „nicht mögen" zum Vorbild dienen könnte. –

Die Politik des preußischen Staates übt natürlich auch auf einen Teil des Offizierskorps großen Einfluß. Das Königtum von „Gottes Gnaden" widerspricht direkt aller Entwicklung der modernen Staaten, und die innere Politik scheint es absichtlich darauf angelegt zu haben, bei dem Bürgertum unpopulär zu sein, und so mag es kommen, daß manche Offiziere, namentlich der in diesem Heere sehr bevorzugten Adelsklasse, mehr als dies bei dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht gerechtfertigt erscheint, den Standesunterschied zwischen Militär und der übrigen Bevölkerung zur Geltung zu bringen suchen. Doch auch diese Überschreitungen werden durch den nächsten großen Krieg auf das richtige Maß zurückgeführt werden, wenn die Einsicht wieder allgemein geworden, daß die Kraft des Heeres im Volke ruht. –

Tapfer ist der preußische Offizier bis zur größten Verwegenheit, ein glänzendes Vorbild für die Mannschaft; so zeigen es die Totenlisten, und so wurde es mir von dänischen Offizieren bestätigt. –

Über die höchstkommandierenden Oberoffiziere erlaube ich mir kein Urteil; ich kann nur bestätigen, daß deren Anerkennung bei den Armeen sehr verschieden lautete. – Der Angriff von Missunde, von Prinz Friedrich Karl geleitet, war allerdings kein taktisches Meisterstück, und der Befehl, völlig ungedeckte Batterien bis auf 620 Schritte vor den feindlichen Verschanzungen aufzufahren, gehört zu den größeren Mißgriffen, wie denn eine Kanonade mit gezogenen Geschützen im Nebel einen Widerspruch enthält. Auch der Rückzug wurde in einer Weise angeordnet, daß nur der Nebel die Preußen vor großer Verwirrung schützte, die bei einem Ausfall der Dänen kaum vermeidlich gewesen wäre, zumal die Reserve – wie mir von preußischen Offizieren versichert wurde, bloß aus 17 Kavalleristen bestand, die bei den Verwundeten zurückblieben!

Allein da der Sturm auf Düppel und der Übergang nach Alsen vortrefflich ausgeführt waren, und ich nicht bestimmt weiß, wie großen Anteil hierbei die Arbeit des Prinzen und die Arbeit seines Generalstabes hatte, und Missunde am Ende doch nicht allzuhoch anzurechnen ist, da es die erste Affäre war, so glaube ich, kann mit Sicherheit noch nicht über die Befähigung dieses zu hohem Kommando berufenen Generals geurteilt werden. – Ich wünsche dem schönen Heere, daß diejenigen recht behalten, welche in dem Prinzen ein Soldatengenie erblicken, denn die guten Generale wachsen dort wie anderwärts nicht auf jeder Staude.

Gablenz, eine phantasiereiche, bewegliche Natur, genießt großes Zutrauen, nicht sowohl seines militärischen Wissens halber, sondern weil derselbe bei den verschiedenen Affären einen großen militärischen Instinkt, ein richtiges Gefühl dessen, was geht und nicht geht, bewiesen hat; – jedenfalls eine Eigenschaft, die einen guten General beurkundet.

Beide Armeen beklagen sich gleichermaßen über die oft sinnlose Besetzung der höchsten Stellen. Die Geburt macht den General. Zudem geht der höchste Adel vorzugsweise zur Kavallerie und kommen so aus dieser zwar glänzenden, aber nichts weniger als wissenschaftlichen Waffe die Heerführer, während Genie- und Artillerieoffiziere sozusagen niemals zu Armeekommandos berufen werden.

Über die politischen Fragen, welche diesen so ungleichen Krieg hervorriefen, spreche ich mich gleichfalls nicht aus. Ich bemerke nur, daß ich durch den Besuch dänischer Schulen in Schleswig mich überzeugte, daß die Dänen mit Hilfe der Lehrer und Geistlichen den zum Teil gelungenen Versuch gemacht haben, die ursprünglich deutsche Sprache zu verdrängen und die dänische bei der Bevölkerung einzuführen. Auf mein Vorhalten gegen die Dänen: warum sie es nicht wie die Schweiz gemacht, die der beste Protest gegen den modernen Nationalitätsschwindel sei und den Beweis liefere, daß unter dem Banner der Freiheit sich alle verschiedensten Stämme brüderlich zu einem Staate vereinigen, wurde mir hinwieder die beachtenswerte Antwort, daß die Dänen nichts Besseres gewünscht hätten, als ihre wirklich freisinnige Verfassung in Schleswig-

Holstein einzuführen, daß diese Bestrebungen aber an dem Widerstand des holsteinischen Adels und dem Einflusse Preußens gescheitert sei. So sei ihnen nichts übrig geblieben, als durch Dänisierung die Herzogtümer zu inkorporieren. – Immerhin aber muß für uns Schweizer das maßgebend erscheinen, was die Mehrheit der Schleswig-Holsteiner will, und diese scheint sich für ein von Dänemark getrenntes Schleswig-Holstein zu entscheiden, obschon Nord-Schleswig und Sundewitt sehr dänisch gesinnt sind.

Überall, wo ich mich gegenüber den Dänen als Schweizer zu erkennen gab, war ich auf das zutrauensvollste aufgenommen, was ich zum Teil der Lausanner Adresse (?), unverschuldeterweise, zu verdanken hatte; – und da füge ich gleich als Ehrenrettung bei, daß Jütland kein Sibirien ist, wie es gewöhnlich gedacht wird, sondern ein reizend schönes Land mit einer fleißigen, und braven Bevölkerung, die mich in vielen Dingen an unsere Landbevölkerung erinnert hat. – Überall und namentlich von seiten dänischer Offiziere wurde das Bedauern geäußert, daß keine Schweizer Offiziere, wie sie sicher erwartet, zu ihnen gekommen seien, und ich schließe mich diesen Äußerungen insoweit an, als ich es für sehr geeignet gefunden hätte, wenn neben meiner Sendung ein anderer Offizier in das dänische Lager geschickt worden wäre.

Ich spreche diese Meinung aus, nicht etwa weil mir dabei das Wort „Neutralität" eingefallen wäre, oder weil ich hierbei lediglich die Rücksichten der Höflichkeit im Auge gehabt hätte. Der Grund hierfür liegt tiefer: der Deutsch-Dänische Krieg gibt der deutschen Reaktion

Gelegenheit, über das Milizsystem den Stab zu brechen und die Notwendigkeit der stehenden Heere ihren Völkern vorzudemonstrieren. Das dänische Heer beruht auf dem Prinzip des Milizsystems, sagen sie; die dänischen Truppen haben nicht stand gehalten, ergo taugt dieses Prinzip nichts. Es wäre nun sehr wünschenswert für uns gewesen, genauere Studien über die militärischen Einrichtungen in Dänemark zu machen, um diesem Vorwurfe zu begegnen oder aus den bösen Erfahrungen der Dänen für uns Nutzen zu ziehen.

Da ich später keine Gelegenheit haben werde, will ich mich hier über diesen wichtigen Punkt aussprechen. – Die Gegner des Milizsystems glauben, dessen Charakter liege in der unvollkommenen, also schlechten Ausbildung der militärfähigen männlichen Bevölkerung eines Landes und betrachten ein Milizheer auf der einen Seite als bloße Nationalgarde, in welcher der behäbige Spießbürger gern sich zum Soldaten verkleidet, auf der andern Seite als eine unorganische Masse von phantastischen Freischaren, die beim ersten Schuß auseinanderstieben. Das ist wenigstens die Meinung, welche die Kämpen der stehenden Heere verbreiten, vielleicht ohne daß sie selbst alles daran glauben. Meiner vorurteilslosen Meinung nach werden bei fortschreitender Entwicklung der Völker die stehenden Heere schwinden und das Milizsystem an ihre Stelle treten; aber da wir in der Schweiz das einzige wirklich durchgeführte Milizsystem haben und ich gerade, ziemlich nachdenklich, vom Anblick zweier herrlicher stehenden Heere komme, so will ich schon hier die Bedingungen nennen, unter denen allein unser zum Teil gut angelegtes Milizsystem zu einem Heere führt,

das imstande ist, sich mit den stehenden Heeren zu messen. – Ich tue dies nur prinzipiell, ohne Kritik unserer bestehenden Verhältnisse, über die ich mich am Schlusse meines Berichtes etwas näher aussprechen werde.

Diese Bedingungen sind:

1. Eine über das ganze Land verbreitete, vernünftig betriebene militärische Jugenderziehung, in dem Sinne, daß die Freude am Soldatenhandwerk im Volk geweckt und nicht durch die Langeweile der Soldaten- und Pelotonsschule getötet wird.[1]
2. Die Erhaltung des militärischen Sinnes der Bevölkerung
   a) durch die bevorzugte Stellung des diensttuenden Wehrmanns, wobei auch die Erhöhung des Soldes zu nennen ist;
   b) durch eine Verlängerung der Rekrutenschulen und der Wiederholungskurse auf die zur Erlernung des Notwendigsten erforderliche Zeit, was sich ebenso sehr auf die Landwehr bezieht;
   c) durch Verbesserung der Gehalte der Instruktoren und Unterinstruktoren der Eidgenossenschaft und der Kantone;
   d) durch Vereinfachung der Reglemente, humane Behandlung des Wehrmanns, weniger Trüllerei und mehr Geist in den Instruktionen;
   e) beständige Sorge für den Besitz des besten Kriegsmaterials und der besten Waffen bei

[1] Vgl. E. Rothpletz: „Die schweizerische Armee im Feld" (1869), I. Teil, wo in dem Kapitelabschnitt: „Die Mittel der Heeresbildung" die militärische Jugenderziehung behandelt wird.

allen Truppen; klare und durchgeführte Organisation des Heeres;

f) Unterstützung und militärische Organisation aller Vereine, welche sich auf Ausbildung der körperlichen Kräfte oder Waffenübung beziehen (Turn-, Jäger-, Schützenvereine, Fecht- und Reitschulen).

3. Hebung des Offizierskorps:

a) Strengere Auswahl der Offiziere in Beziehung auf ihren Charakter und geistige Befähigung. Ausstoßung der Offiziere von schlechtem Charakter und unwürdigem Benehmen aus dem Offiziersverband.

b) Avancement gleichmäßig durch Elite und Reserve hindurch bis und mit Oberleutnantsgrad in der Regel nach Anciennität. Vorschlag der Hauptleute durch das Offizierskorps, ohne an die Grade gebunden zu sein, aus allen Leutnants und Oberleutnants.

Vorschlag der Stabsoffiziere durch die Stabsoffiziere des Kantons. Bei beiden Vorschlägen selbstverständlich unter Mitwirkung des Oberinstruktors, der zu selbständigem Vorschlag berechtigt ist.

c) Obligatorische Waffenübungen der Offiziere im Winter und während der Rekrutenschulen.

d) Volle Entschädigung der Offiziere für ihre Ausrüstung. Aufbesserung des Soldes. Ausrichtung des Furagerationsbetreffnisses an jeden berittenen Offizier, mit der Verpflichtung

zur Haltung eines Pferdes, das aus der Regieanstalt zugeritten, billig bezogen werden kann.

e) Größere Anregung des Ehrgefühles an der Stelle des Mißbrauches mit: „In Arrest." Achtung des Offiziersgrades der Subalternoffiziere im Benehmen der Oberoffiziere, namentlich auch in Anwesenheit der Truppe.

f) Gründung und Beaufsichtigung der Offiziersvereine, damit dieselben fördernd wirken.

4. Gründung eines eidgenössischen Stabes von einer noch besseren Qualität als bei den stehenden Heeren, weil wir eine Milizarmee haben:

a) Vernunftgemäße Organisation des Stabes.

b) Strenge Auswahl der Offiziere, nicht nach hervorragend ziviler Stellung, sondern infolge ihrer militärischen ausgezeichneten Befähigung.

c) Volle Entschädigung der Stabsoffiziere aller Abteilungen der Stäbe bezüglich ihres Equipements. Permanente Furageration und Pferde.

d) Aufstellung eines beständigen, gut besoldeten Teiles des Quartiermeisterstabes, der zum Teil als Lehrer in den theoretischen Kursen und den Rekognoszierungen verwendet werden kann.

e) Verlängerung der Dauer der Zentralschule und der übrigen zur Ausbildung notwendigen Kurse. Trennung der Zentralschule in theoretischen und praktischen Teil. Sonderung der Klassen, Ausscheidung nicht dorthin gehörender Elemente. Gute Lehrer. Beteiligung der kommandierenden Offiziere und der Adjutanten bei den Truppenübungen ihrer Bri-

gade. Obligatorische Einführung der kantonalen Truppenzusammenzüge.

f) Kontrolle der Leistungen der Zentralschule und der Truppenzusammenzüge, sowohl bezüglich der Truppen als der obersten Leiter und Lehrer, durch die eidgenössischen Waffenchefs als Experten und Schiedsrichter, damit nicht alles am Ende vortrefflich gegangen ist und die Selbsttäuschung chronisch wird.

„Viele Forderungen, die Geld kosten." Und doch gilt hier der Kampf nicht der Frage: ob drei oder zwei Jahre Instruktion, sondern ob drei oder zwei Wochen Wiederholungskurs! Mais la Suisse est assez riche pour payer sa gloire! Und von den Oberoffizieren, die mit den ihnen in die Hände gegebenen Truppen Ruhm oder Schmach ernten sollen, je nachdem die Qualität des Heeres und ihre eigene Befähigung sich zeigt, wäre zu erwarten, daß sie nicht laß werden, den Behörden die Ausbildung des Milizsystems im angegebenen Sinn als notwendig darzustellen und die Bewilligung der hierzu erforderlichen Gelder zu verlangen; denn bisher leben wir in dem Zustande vielfacher Selbsttäuschung; zu spät aber wäre es und von den bittersten Folgen für unser Vaterland, wenn erst am Tage der Gefahr die Wahrheit erkannt würde.

Ich kehre zur Einrichtung des dänischen Heeres und den aus derselben gefolgerten Schlüssen der Verfechter der stehenden Heere zurück. –

Die Dänen wollten das Milizsystem einführen; sie werden es jetzt einführen, da der noch $1^1/_2$ Millionen starke Staat kein ansehnliches stehendes Heer mehr zu

unterhalten vermag. Sie hatten aber dieses System beim Ausbruch des Krieges noch nicht, sondern bloße Anläufe dazu, die aber gerade zum Unglück ausschlugen, weil in der Halbheit weder der Geist des Milizprinzipes lag, noch die Vorteile des stehenden Heeres damit erreicht waren. –

Die dänische Heeresorganisation hat eine Friedens- und eine Kriegsformation.

Die Armee zerfällt in das stehende Heer und die Verstärkung, welche eine Art Landwehr ist.

Im Frieden besteht die Armee aus:

1 Bataillon Garde,
17 Bataillonen Linieninfanterie,
5 „ Jäger.

Jedes Bataillon mit je 2 Stabsoffizieren, 19 Subalternoffizieren und 54 Unteroffizieren. Die Präsenzzeit betrug für den ausgehobenen Soldaten 10 Monate. –

Die Aushebung geschieht durch Konskription und Losziehung. Der Eintritt in den Dienst findet mit dem 22. Jahre statt. Der nicht freigeloste Soldat ist 16 Jahre dienstpflichtig; 8 Jahre im stehenden Heere und 8 Jahre in der Verstärkung. Außerdem treten zur Verstärkung alle diejenigen Konskriptionspflichtigen, welche zwar durch das Los vom Dienst im stehenden Heere befreit wurden, aber als diensttauglich notiert sind. Dieselben werden während 3 Monate eingeübt. – Also ein Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht. –

Tritt nun die Kriegsformation ein, so zieht jedes Bataillon, mit Ausnahme des Gardebataillons, seine Verstärkung von zirka 800 Mann ein und bildet ein Regiment von 2 Bataillonen à zirka 1700 Mann. Das

Kader des Friedensbataillons wird nun auf die beiden Bataillone verteilt, ist aber deshalb viel zu schwach, trotzdem zur Ergänzung die freiwilligen Reserveoffiziere treten, von denen im Frieden jährlich etwa 80 ausgebildet werden, und noch 88 Reserveunteroffiziere beizuzählen sind, die aus dem Stand der Infanterie und Jäger herausgenommen werden. Diese Einrichtung der Verdopplung ist eine höchst unglückliche Idee, denn sie zerreißt den ganzen Offiziersverband und ergibt zwei mangelhafte mit Offizieren und Unteroffizieren versehene Bataillone; dazu kommt, daß unter der Verstärkung sehr viele verheiratete Leute sind, und die dänischen Offiziere, die ich sprach, bemerkten mir, daß es länger bei denselben gehe, bis sie sich vollkommen rücksichtslos schlagen; ein Umstand, der gewiß zu meiner Ansicht stimmt, die übrigens gar nicht neu ist, daß unsere Reserven durch gute jüngere Offiziere und Unteroffiziere geführt werden sollten.

Auch die Artillerie und Kavallerie bildet einige Reserveoffiziere und Unteroffiziere aus. Bei der Artillerie bestehen außerdem die Fahrer zum Teil aus der nur drei Monate ausgebildeten Verstärkungsmannschaft, und dieses „nur" würde bei uns als Verschwendung bezeichnet. –

Im Kriege bildet die Armee 3 Armeedivisionen à 3 Brigaden = 6 Regimenter = 12 Bataillonen und eine Reservedivision. 1/13 Kavallerie = 3614 Pferde; 15 Batterien zu 8 Geschützen = 3000 Mann Artillerie; 1 Pontonierkompagnie, 6 Sappeurkompagnien = 1000 Mann Genietruppen. Also im ganzen etwa 52000 Mann, einschließlich aller Verstärkung. –

Nehmen wir nun an, in Dänemark wäre das Milizsystem und die allgemeine Wehrpflicht wirklich durchgeführt gewesen, so ergäbe sich eine Armee von 100 000 Mann; von diesen wäre die letzte Reserve von 30 000 Mann als Besatzung der Danewerke, resp. von Düppel und Friedericia, verwendet worden, so blieben für die Offensive, für die mobile Armee, immer noch 60- bis 70 000 Mann. –

Man kann nun allerdings einwenden, daß in diesem Falle auch die Verbündeten ihre Angriffsarmee vermehrt haben würden, allein doch gewiß nicht in dem Maße, daß diese wie bei den Dänen verdoppelt worden wäre. – Dagegen standen zwei Bedenken: die anfänglich durchaus nicht klare Stellung der Westmächte und die Finanzen von Preußen, dessen Abgeordnetenhaus die Kredite verweigert hatte; – und von Österreich, dessen üble Finanzlage bekannt ist; und als dritter Grund wäre die Verachtung gegen ein Milizheer sicher dazu gekommen. Ein Krieg mit größerer Kräfteentfaltung lag aber im Interesse Dänemarks, denn die europäische Aufregung wäre dadurch vermehrt worden. Vorzüglich aber hätte sich durch das Zahlenverhältnis bei der dänischen Armee die militärische Lage verbessert. Das Danewerk hätte eine längere Zeit hindurch behauptet werden können, und damit hätte die ganze Kriegsführung eine andere Färbung erhalten. Dies begreift jeder, der weiß, welchen ungeheuern Schlag für die dänische Sache die so eilig vollzogene Räumung dieses, in den Augen der urteilslosen Masse für unüberwindlich gehaltenen Bollwerkes zur Folge hatte. Die Moralität der Truppen, welche nach dem Tage von Missunde zu jedem Opfer bereit war,

hatte einen unberechenbaren Stoß erlitten; die deutschen Truppen wurden siegesgewiß, denn ein erster und so großer Erfolg ist oft entscheidend für den ganzen Krieg; und für die halben Freunde Dänemarks, wie England und Frankreich, war von diesem Moment an die Widerstandslosigkeit dieses Reiches eine entschiedene Sache. Ein zähes Festhalten mit Waffenerfolgen und nicht ohne diese mit einer eigensinnigen Politik, war die Aufgabe des kleinen Reiches. –

Betrachten wir nun dazu die Lage der Verbündeten vor dem Danewerke, so ergeben sich ganz andere Dinge, als die Theorien der Schriftsteller uns entwickeln. Diese sagen, wenn man von den wirklichen Umständen absieht, ganz richtig: die Danewerksstellung war zu weitläufig, die Dänen riskierten, von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten zu werden; daher war der Entschluß de Mezas[1] vollkommen gerechtfertigt. Die Umstände waren nun aber so, daß ein einziger abgeschlagener Sturm auf die starken Werke genügt hätte, die verbündeten Armeen zu zwingen, sich hinter die Eider zurückzuziehen, um den Armeetrain abzuwarten; denn die Armee war mit dem Kopf eingerückt, dem der Leib fehlte. – Die Munitionsvorräte hätten zu einem zweiten Sturme nicht gereicht, und die Witterung (?), die Kälte, die Schutzlosigkeit der Truppen waren so groß, daß an ein längeres Verbleiben von z. B. einer Woche vor der Stellung nicht zu denken war, ohne große Verluste zu riskiereu.

Der Rückzug der Verbündeten wäre aber ein Sieg der Dänen gewesen. Ich überlasse es der Phantasie

[1] De Meza, dänischer Obergeneral.

des gütigen Lesers, sich daran die politischen Folgen zu reihen. Jedenfalls steht fest, daß der Glückliche Freunde hat, der Mann im Unglück aber verlassen wird.

Aber hinter der Besatzung, welche den Sturm abschlug, stand noch eine zum Angriff bereite Milizarmee von 60000 Mann, welche die Möglichkeiten der Kombinationen dessen, was hätte kommen können, bedeutend vermehrte. –

Wir wollen nun annehmen, das Danewerk sei genommen gewesen und die Dänen hätten sich nach Düppel und Fridericia zurückziehen müssen. Wie wir es wissen, hörte vom Moment dieses Rückzugs bei der dänischen Armee fast jeder Versuch zur Ergreifung der Offensive auf – die Armee war demoralisiert und geteilt zu schwach. Wie nun, wenn wir das Zahlenverhältnis der Milizarmee festhalten und berücksichtigen, daß die dänische Flotte – Herr des Meeres – rasch große Armeeteile von einem Orte zum andern befördern konnte? Sind da nicht auch die Kombinationen erlaubt, daß die dänische Armee es ganz gut hätte wagen können, mit Zurücklassung der notwendigsten Besatzung in Fridericia oder Düppel, gegen einen Teil des verbündeten Heeres die Offensive zu ergreifen?

Wir sehen also, daß die Sätze, aus denen die Reaktion gegen das Milizsystem Kapital zu schlagen meint, auf sehr unsolider Basis ruhen und daß, wenn es überhaupt auf solche theoretischen Behauptungen ankäme, der Satz, den ich aufstelle, viel größere Berechtigung hätte: die dänische Armee verlor den Krieg in so trostloser Weise und ohne einen namhaften Erfolg zu erringen, nicht *weil* sie eine Milizarmee, sondern weil sie *keine* Milizarmee war.

Das dänische Volk ist aber, die Geschichte beweist es,

ein tapferer Stamm und imstande, eine gute Milizarmee zu bilden: und diese ist die waffenfähige Mannschaft eines in kriegerischem Geiste und stetem Waffenspiel erzogenen selbstbewußten, daher disziplinfähigen Volkes; – vollkommen organisiert, mit den besten Waffen bekannt und ausgerüstet, geleitet von Offizieren, die wissen, daß von ihrem Beispiel das Verhalten der Mannschaft abhängt. An der Spitze ein Stab der tüchtigsten und gebildetsten Oberoffiziere.

So denken wir uns das Milizheer, das dann sicher jedem andern Heere Rede stehen kann. –

Die Dänen verloren den Krieg aus ganz andern Ursachen, als die, welche jetzt unterschoben werden wollen. Außer der Übermacht und bessern Bewaffnung der verbündeten Armee und den feindlichen Elementen in den eigenen Reihen der Dänen, führe ich noch an: der dänische Obergeneral war lange nicht selbständig genug gestellt, statt mit unbedingter Machtvollkommenheit ausgerüstet zu sein, hing er von den Weisungen des Ministeriums in Kopenhagen ab, und zweitens, das System der Landesverteidigung war unrichtig und wurde in unrichtigem Sinne vervollständigt.

Von letzterem Punkte werde ich bei dem Kapitel über das Genie zu sprechen Gelegenheit haben, da derselbe auch unsere Verhältnisse nahe berührt ...

3. Die Mission im Krieg von 1866[1]

Der Krieg zwischen Preußen und Österreich-Süddeutschland war ausgebrochen. Ich wurde telegraphisch

[1] Zuerst erschienen in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1916, Nr. 6).

nach Bern berufen, wohin ich mit mehreren der einflußreichsten National- und Ständeräte fuhr, die zur Sitzung der Bundesversammlung eilten. Außer diesen Herren befand sich der eidgenössische Oberst S., der gleichfalls nach Bern berufen war, in der Gesellschaft. Oberst S. galt als Autorität, er wurde allgemein als der künftige General bezeichnet, wenn die Schweiz in den Krieg hineingezogen würde.

Das Gespräch drehte sich natürlich um den begonnenen Krieg, und die Räte richteten an den Obersten die Frage, wer Sieger bleiben werde. Der Oberst rühmte zuerst den Drill usw. des preußischen Heeres, allein das Heer sei jung und von Generalen geführt, die wohl theoretisch sehr gebildet seien, denen aber eine eigentliche Kriegserfahrung abgehe, da im dänischen Konflikt doch nur ein kleiner Teil der Armee seit vielen Jahrzehnten zum ersten Male den Krieg gesehen hätte. Preußen werde unterliegen müssen, gegenüber den alten kriegsgewohnten Generalen und Heeren der Österreicher, zumal da die süddeutschen Staaten an der Seite Österreichs kämpfen.

Schmunzelnd hatten die Räte zugehört und waren unangenehm berührt, als ich mir die Freiheit nahm zu erklären: „Ich kenne den Geist und die Ausbildung beider Heere. Die Preußen werden siegen und der Krieg wird nur von kurzer Dauer sein.“ Der Oberst und die Diplomaten brachen über die Ansicht eines „jüngeren Offiziers“ fein lächelnd das Gespräch ab. In ihren Augen waren die Preußen verloren.

Ich habe diese unbedeutende Episode, die sich 1870 wiederholte, nur deshalb berührt, weil es gar nicht

unwichtig ist, wie die Mehrheit der Räte in der äußeren Politik geschult ist, und weil es von größter Wichtigkeit ist, welchen Ansichten der Oberbefehlshaber der Armee huldigt. Falsche politische Meinungen können, betreffend die Allianzfrage, von unberechenbaren Folgen sein, und die Grundlinien der Armeeführung können bei der politischen Kurzsichtigkeit eines Generals leicht unrichtig gezogen werden.

In Bern erhielt ich den Auftrag: Sie reisen in Zivil nach Süddeutschland in die Nähe des Kriegsschauplatzes. Sollten die Preußen siegreich sein und die süddeutschen Heere sich gegen die Schweizer Grenze zurückziehen, so haben Sie zu berichten, wie weit die Preußen nachdringen und wie sich der Rückzug gestaltet. Es wurde mir mitgeteilt, daß der anwesende Herr Bischoff[1] von Basel (später Polizeichef, bekannt durch seine Bemühungen um die Straßburger im Jahre 1870), die gleiche Mission erhalten habe. Jeder von uns bekam Kreditive an die Regierungen von Bayern, Württemberg und Baden.

Schon während wir in Bern waren, kamen die Siegesberichte der Preußen an. Wir beeilten uns daher und fuhren zusammen nach Karlsruhe. Hier trennten wir uns. Herr Bischoff ging nach Frankfurt a. M., ich wählte die Route nach Württemberg und Bayern, da ich erkannt hatte, daß dort der Krieg am schnellsten erreicht werden könne und daß sich die Preußen wohl mit der Hauptmacht gegen den oberen Main wenden würden.

[1] Dr. jur. G. Bischoff war erst Chef des Landjägerkorps (1848), dann Polizeidirektor und von 1860 bis 1875 Staatsschreiber von Basel; zuletzt Regierungsrat daselbst bis 1881.

Ich erzähle nun als interessanteste Episode meinen Aufenthalt in Würzburg während der Beschießung der Stadt und Festung.

In Stuttgart hatte ich mich dem Minister (Freiherrn v. Varnbüler[1]) vorgestellt. Er sagte: „Die Sache ist verloren, unsere Truppen schlagen sich nur noch der Ehre wegen. Der Rückzug ist allgemein, es wird bald zum Waffenstillstand und zum Frieden kommen."

Als ich nach diesem Besuch meinem Gasthof zuging, hörte ich meinen Namen rufen. Es war Graf v. Zeppelin,[2] den ich von Heidelberg her kannte. Es ist dies der Offizier, der bei Beginn des Krieges von 1870 den berühmten Rekognoszierungsritt an der Spitze einer Offizierspatrouille nach Frankreich machte und allein zurückkam. Wir begrüßten uns herzlich, und ich erzählte ihm kurz den Grund meiner Anwesenheit.

„Das trifft sich ja vortrefflich," sagte der Graf. „Ich bin seit gestern mit Prinz Wilhelm,[3] dessen Adjutant ich bin, hierhergekommen. Der Prinz gab Sr. Majestät[4] Bericht über unsere unglückliche Affäre bei Tauberbischofsheim.[5] In einer halben Stunde fahren wir mit einem Extrazug nach Würzburg. Kommen

---

[1] Freiherr v. Varnbüler (1809–1889), württembergischer Staatsmann, seit 1864 Minister des Auswärtigen.

[2] Graf v. Zeppelin (1838–1917), der geniale Erfinder des lenkbaren Luftschiffes.

[3] Prinz Wilhelm, geb. 1848, seit 1891 König Wilhelm II. von Württemberg.

[4] Karl I., König von Württemberg von 1864–1891.

[5] Das Gefecht bei Tauberbischofsheim zwischen Preußen und Württembergern fand am 24. Juli 1866 statt.

Sie mit, ich werde Sie dem Prinzen vorstellen." Ich war auf die Minute bereit.

Der Prinz, der jetzt König von Württemberg ist, war ein sehr liebenswürdiger junger Mann. Er empfing mich sehr freundlich und erzählte mir von den bestandenen Gefechten und Gefahren. Die beiden Herren waren der Meinung, in der Nähe von Würzburg werde ein neues Gefecht erfolgen, wobei diesmal die Preußen durch eine groß angelegte Umgehung in die Enge getrieben würden. Doch wurde der Prinz in seiner Sicherheit etwas erschüttert, als ich äußerte: „Die Kolonnen, die man auf der Straße neben der Bahn bemerkte, scheinen mir, nach der Karte, sich eher auf dem Rückzuge zu befinden."

In Würzburg trennten wir uns. Ich ging sofort auf das Hauptquartier des Prinzen Alexander von Hessen.[1] Ich traf dort den Generalstabschef Generalleutnant von Baur, der mir von den Artillerieschulen in Aarau uud Thun sehr gut bekannt war. „Wie," rief er aus, jetzt kommen Sie zu uns, während wir geschlagen sind! Aber es ist in dem Schnellfeuer der Preußen nicht auszuhalten! Denken Sie sich ein Maikäferjahr und stellen Sie sich an einen Waldrand zur Flugzeit, – gerade so fliegen einem die Kugeln um den Kopf!"

Ich bat um einen Passierschein, da ich zu den Vorposten wolle, um mir die Sache näher anzusehen. „Kommen Sie um ein Uhr wieder, da stelle ich Sie

[1] Prinz Alexander von Hessen (1823–1888), Führer des 8. Bundesarmeekorps im Kriege gegen Preußen.

dem Prinzen vor, der über Ihr Begehren entscheiden wird." Aber lange vor ein Uhr hatte das Hauptquartier Würzburg verlassen.

Mein Gesuch war übrigens ein arger Fehlgriff. Wäre ich in Zivilkleidern mit meinen Kreditiven in der Tasche von den Preußen gefangen genommen worden, so würde ich sicher als Spion behandelt und erschossen worden sein.

Ich sah mir nun die Stadt an. An einer Straßenecke hatte ein martialisch aussehender Polizeidiener, wie er im Buch steht, soeben ein Plakat des Stadtrates angeklebt und erklärte mit lebhaften Gesten und heftiger, lauter Stimme den Inhalt den zahlreich herumstehenden Gaffern. „Wir dürfen es nicht so machen wie die dummen Bürger von Saragossa! Die haben sich gewehrt, aber es ist der Stadt schlecht bekommen! Alles haben die Franzosen niedergemacht und drei Tage haben sie gemordet und geplündert. Das darf in Würzburg nicht vorkommen. Kein Bürger soll daran denken, die Stadt zu verteidigen oder gegen die Preußen sich aufzulehnen, wenn die in die Stadt einziehen. Da steht es gedruckt und ist vom hohen Stadtrat strengstens verboten, wonach jedermann sich zu richten hat!" Die Szene war äußerst komisch!

Auf dem Wege nach meinem Absteigequartier sah ich eine Zeitlang der Beschießung der Zitadelle Marienburg zu, die das Feuer der Preußen erwiderte. Die Granaten, wenn sie nicht krepierten, rikoschetierten oft und zogen wie Schlangen um die Abhänge des Hügels herum, auf dessen Gipfel die Feste gebaut war.

Unterdessen war die Mittagszeit heran gerückt. Ich

begab mich in mein Hotel. Es lag einer Kirche gegenüber an einem Platz, auf dem gerade Wochenmarkt gehalten wurde. Einige Gemüsehändlerinnen hielten auf Leiterwagen und Schubkarren, in Säcken oder in Körben ihre Ware feil. Da sauste eine Granate über die Köpfe der Marktleute. Ein unendlicher Wirrwarr entwickelte sich. Frauen, Wagen, Körbe, Tische, Rüben, Kartoffeln – alles purzelte über und untereinander. Schreiend und jammernd stürzten die Marktleute in panischem Schrecken davon.

Als ich in den Gasthof trat, saßen etwa dreißig Offiziere aller Truppenkontingente beim Mittagsmahl, Württemberger, Österreicher, Bayern usw. Doch bald erhob sich alles auf den Ruf: Marienburg brennt! Eine Granate war durch das Dach des höchsten Gebäudes (des Zeughauses) eingedrungen, in dem die Besatzung unklugerweise die Strohsäcke untergebracht und gegen die feindliche Front aufgehäuft hatte. Es war ein schaurig-schöner Anblick, als die Lohe hoch in den heitern Himmel leckte.

Man setzte sich wieder zu Tisch. Die Unterhaltung war gezwungen, keiner traute dem andern. Da fuhr eine Granate in das gegenüber stehende Haus und prasselnd stürzte ein Erker 50 Schritt von uns zusammen. Kurz darauf kam eine zweite Granate, die durch das Dach des Nebenhauses fuhr und einen fürchterlichen Lärm machte.

Nun war es mit der Ruhe vorbei. Eine Reihe kranker Offiziere wurde aus den Zimmern herunter getragen, alles verschwand, selbst die Wirtsleute waren nicht mehr zu finden.

Ich ging nun wieder in die Stadt. Später begab ich mich an einen Kreuzweg der Landstraße, auf der der Rückzug der Bayern stattfand. Wenn unsere Armee je geschlagen werden sollte, so ist zu wünschen, daß der Rückzug der Bataillone in so musterhafter Ordnung ausgeführt wird, als wie ich dies bei den aus einem verlorenen Treffen zurück marschierenden Bayern sah. Solche Truppen konnte man jeden Augenblick von neuem ins Gefecht führen!

Die bayrischen Kürassiere hatten einige erfolgreiche Chargen geritten und die preußische Landwehrschwadron geworfen.[1] Die Eisenreiter sahen auch gut aus. Dabei bemerkte ich aber, namentlich bei den Unteroffizieren, solche Ungetüme von Fettbergen, daß mir die Gäule in der Seele leid taten. Auch die Artillerie war in guter Ordnung.

Als ich am Kreuzweg anlangte, waren alle dort zusammenkommenden Seitenstraßen von Fuhrwerkkolonnen angefüllt. Sie wurden von Bauern geführt, denen man den Wunsch, zuvorderst beim Rückzug zu sein, ansah. Die Generalstabsoffiziere waren bemüht, einen Durchbruch der Marschkolonne der Bataillone zu verhindern. Aber kaum sah der Offizier auf die andere Seite, so waren sicher ein paar Wagen in die Bataillone eingebrochen. Es fehlte da an starken Wachen, um die Straße abzuschließen.

Eine Konvention gestattete den Preußen den Einmarsch nach Würzburg. Unter diesen Umständen verließ ich abends die Stadt (am 2. August), um mit meinen

[1] Bei Hettstadt.

drei Kreditiven in keine Kollision zu geraten. Ich fuhr nach Nürnberg und dann nach Ulm, wo ich einige Tage blieb und einer großen Revue beiwohnte. Trotzdem der Krieg aus und verloren war, sangen die Soldaten in den Biergärten beständig den Refrain: „Und die Preußen müssen retirieren ohne Strümpf' und Schuh', ohne Strümpf' und Schuh'."

4. Trop de zèle[1]

In diese Zeiten fallen mehrere schriftstellerische Arbeiten, von denen das zehnte Kapitel des „Handbuches für schweizerische Artillerieoffiziere": „Felddienst und Taktik der eidgenössischen Feldartillerie" erwähnt sei. Die Entstehungsgeschichte dieser Schrift ist für mich mit einem sehr schwerwiegenden Ereignis verknüpft, an das ich nur mit Grauen denke.

Ich war aus meiner Mission nach Süddeutschland zurückgekehrt, als eines Tages Oberst Herzog zu mir kam und sagte: „Wie du weißt, besitzt die Artillerie noch kein Handbuch für Taktik und Felddienst, das den Offizieren als Leitfaden dienen kann. Es ist sehr möglich, daß der so rasch beendete Krieg weitere Verwicklungen zur Folge hat, wenn Frankreich sich aus dem Erstaunen über den Erfolg der Preußen erholt haben wird. Wir wären schön daran, wenn der Kampf von neuem losginge und wir mitmachen müßten. Schreibe du das Kapitel, aber so rasch als möglich."

[1] Zuerst erschienen in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1916, Nr. 7).

„Zu Befehl!“

Ich schrieb das Kapitel in acht Tagen und acht Nächten. Die einzigen Pausen waren – außer den Mahlzeiten – drei Stunden Schlaf von drei bis sechs Uhr morgens. Die ganze übrige Zeit saß ich am Schreibtisch.

Die Folgen dieser unsinnigen Überanstrengung und Lebensweise blieben nicht aus. Mit dem letzten Federzug, der die Arbeit schloß, war auch meine Kraft zu Ende. Ich fühlte ein unheimliches Rieseln unter der Haut. Ein Blutaustritt am Sehnerv hatte die Sehfähigkeit meines rechten Auges so verändert, daß ich, bis zu dessen völliger Resorption, vom Vollmond nur eine ganz kleine leuchtende Sichel sah. Lange Zeit konnte ich weder mit Menschen verkehren, noch lesen, schreiben oder sonst geistig arbeiten. Ich mußte monatelang im Zustande völliger Unfähigkeit in der Einsamkeit zubringen.

Dieser elende Zustand dauerte in seinen Folgen an die zwei Jahre, da ich immer zu früh zur Arbeit ansetzte und dadurch gefährliche Rückfälle veranlaßte. Auf diese Weise hatte ich zwei der besten Jahre meines Lebens eingebüßt. Jawohl, mit aller Pflichttreue arbeiten, aber vor allem – pas trop de zèle, sonst ruiniert man sich und hat des Teufels Dank davon und den Spott der altklugen Leute noch dazu!

Meine Arbeit hatte Erfolg. Was nützte mir das! Kein Hahn krähte danach, daß ich unter großer Einbuße von Gesundheit, Zeit und Geld in einen Zustand geraten war, den ich meinem ärgsten Feind nicht wünschen möchte.

* * *

Sechstes Kapitel

Eidgenössischer Oberst
(seit 1867)

1. In Thun (1868)[1]

Meine erste dienstliche Tätigkeit als Oberst im eidgenössischen Generalstab war meiner alten Waffe, der Artillerie gewidmet. Der Artillerieinspektor, Oberst Herzog, hatte den sehr richtigen Entschluß gefaßt, einen taktischen Kurs für Offiziere des Artilleriestabes einzuführen. Die Schule war ohne Vorgang, auf den dringenden Wunsch Herzogs übernahm ich deren Leitung.

Ich bat mir Major Bleuler vom Artilleriestab zu meinem alleinigen Gehilfen aus.

Bleuler war mir als langjähriger Arbeiter auf dem Artilleriebureau Aarau persönlich bekannt und befreundet. Ich hatte mit Recht diesen Offizier ausgewählt, da er mich ganz verstand, auf meinen Plan einging und so wesentlich zum Gelingen des Kurses beitrug.

Oberst Hermann Bleuler (heute Korpskommandant des III. Armeekorps und eidgenössischer Schulratspräsident[2]) ist ein vielseitiger, höchst gebildeter Mann.

---

[1] Bisher unveröffentlicht.

[2] Gestorben 1912.

Ein energischer Charakter voll Klugheit und feinem Gefühl, das sich in oft ganz unscheinbarer Weise geltend macht. Bleuler ist ein vortrefflicher Soldat, voll Gelehrsamkeit und praktischem Erfindungsgeist. Ein Offizier, dessen Wissen in allen Zweigen der Kriegskunst seinesgleichen in der Armee des In- und Auslandes sucht.

Der Kurs (in Thun, 4. bis 25. Oktober 1868) nahm einen sehr guten Verlauf. Das Wetter war günstig und das Interesse der Offiziere, die zum erstenmal in ganz neue Pfade eingeführt wurden, war augenscheinlich groß. Nur einmal fürchtete ich der Arbeitslast zu erliegen.

Bleuler wurde eines Tages krank, ich hielt infolgedessen an diesem Tag während 8 Stunden Vorträge. Da meldete sich leise die Gehirnübermüdung, von der ich 1866 befallen worden war. Zum Glück genas Bleuler bald und war zugleich der theoretische Teil der Schule zu Ende. Die Arbeit in freier Luft, von morgens bis abends im Sattel, vertrieb dann rasch die bösen Gespenster.

2. Im Kriegsjahr 1870/71[1]

Als der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, rüstete die Schweiz, und da diesmal das Militärdepartement in den Händen Weltis[2] lag, war die Avantgarde unserer Miliztruppen kriegsbereit in

[1] Zuerst erschienen in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1916, Nr. 7).

[2] Bundesrat Emil Welti (1825–1899) von Zurzach (Kanton Aargau).

Basel eingerückt, bevor bei den kriegführenden Staaten eine Mobilisation der Streitkräfte erkennbar war.

Welti schrieb mir, er werde bei mir (unter Angabe von Tag und Stunde) in Aarau eintreffen; er bitte mich, den Obersten Hans Herzog etwas später zu einer Besprechung mit ihm in den „alten Turm" zu mir einzuladen.

Ich tat dies in einer so unverfänglichen Form, daß Herzog ahnungslos zum Stelldichein bei mir erschien.

Auf die Eröffnung Weltis nach der ersten Begrüßung, es handle sich um die Wahl des Generals der Armee, der Bundesrat werde ihn zur Wahl vorschlagen und er bitte ihn um seine Erklärung, die Wahl annehmen zu wollen, war Herzog tieferschüttert. Mit einer aus tiefster Seele hervorbrechenden Gefühlsbewegung lehnte er mit den eindringlichsten Worten die Ehre der Wahl ab: Er könne und werde die Wahl nicht annehmen, er werde mit Freuden die Artillerie kommandieren, aber es sei eine zu große Aufgabe, die man ihm zumute, an die Spitze der gesamten Armee zu treten.

Nun gab es einen mehrstündigen harten Kampf. Welti gab nicht nach und überwand mit seiner klaren, überzeugenden Logik nach und nach alle Einreden und Zweifel Herzogs, wobei ich nach Kräften mithalf.

Endlich gab Herzog mit schwerem Herzen nach: „Als Soldat, der dem Befehl der obersten Behörde zu gehorchen hat."

„Aber wenn ich einmal den Oberbefehl übernehmen muß," fuhr Herzog fort, „will ich den Rothpletz zum Chef des Generalstabes!" – „Aber, Herr General, was fällt Ihnen ein!" rief Welti. „Das Land wäre ja in

den Augen der Welt verraten, wenn unter dem Aargauer Kriegsminister zwei Aarauer die höchsten Stellen in der Armee bekleiden würden! Schlagen Sie sich diese Idee aus dem Sinn. Nein, das geht nie und nimmer. Denken Sie an einen andern Namen."[1] Da ich Welti vollkommen beistimmte, erkannte der General vom ersten Schritt an, wie viele Friktionen seiner warteten.

Herzog reiste nach Bern, um sich dem Bundesrate vorzustellen. Aus Bern zurückgekehrt, kam Herzog direkt zu mir in meine Wohnung. Er war mißvergnügt. „Dich habe ich als Generalstabschef nicht durchsetzen können, nun ernenne ich dich hiermit zum Generaladjutanten." Ich dankte, bemerkte aber sofort, die Wahl werde jedenfalls auf große Schwierigkeiten stoßen. So geschah es. Welti, durch den General von dem Geschehenen unterrichtet, erklärte sofort, daß diese Wahl an den gleichen Bedenken leide wie mein vom General projektiertes Avancement zum Generalstabschef, daß aber diesmal noch ganz andere gewichtige Gründe gegen meine Ernennung sprechen. Nachdem der General und der Stabschef der Armee der deutschen Schweiz entnommen seien, müsse der dritte Chargierte notwendig der welschen Schweiz angehören, da bei einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland die einseitige Besetzung der Spitzen der Armee bei den Welschen sehr unliebsame Schlüsse hervorrufen würde.

Herzog mußte die Richtigkeit dieser Argumente anerkennen, und so wurde Philippin Generaladjutant.

---

[1] Generalstabschef wurde Oberst Rud. Paravicini von Basel.

Ganz niedergeschlagen kam Herzog mit dem Bericht zu mir, weshalb meine Wahl als Generaladjutant beanstandet wurde.

Ich tröstete Herzog und versicherte ihm, daß ich mich in keiner Weise verletzt fühle, daß ich Weltis Gründe für durchaus richtig halte und mit allem Gleichmut von der Stelle zurücktrete.

„Ja aber was soll ich nun aus dir machen!" Ich bat um meine Verwendung als Chef der Sektion für die Operationen. „Natürlich sollst du diese Stelle haben, aber außerdem ernenne ich dich zu meinem Adlatus."

Diese neue, bis anhin in der Armee noch nicht gekannte Stellung wurde mir durch das Aufgebot bestätigt und in der Ordre de bataille veröffentlicht.

Das Aufgebot lautete: „Sie werden hiermit aufgefordert, in der Eigenschaft eines Adlatus des Oberbefehlshabers am Freitag, den 22. Juli vormittags 10 Uhr in das Hauptquartier in Olten einzurücken usw.

Sign.: Hans Herzog, General."

Meine erste Sorge, noch vor dem Aufgebot, war die richtige Dislokation des Hauptquartiers. Ich weiß heute noch nicht, warum der General Herzogenbuchsee im Auge hatte. Doch er ließ die Idee sofort fallen, als ich ihm die Bedeutung von Olten und Basel betonte und wählte nach meinem Vorschlag Olten, das nun, bis zum Ende des ersten Abschnittes der Grenzbesetzung, ständiges Hauptquartier verblieb.

Mein zweiter Vorschlag, sofort nach der Übernahme des Kommandos der Armee durch den General, betraf die Konzentration der vom Bundesrat aufgebotenen und

dislozierten Divisionen, um diese gegenüber dem Brennpunkte Basel mehr in der Hand zu haben.

Dann nahm der General meinen Vorschlag an, durch eine Proklamation die Gemeinden aufzufordern, für die Familien der im Felde stehenden Wehrmänner Sorge zu tragen. Dieser Erlaß fand im Lande allgemeinen Anklang. Der Grundsatz wurde in der Folge von Welti in der Militärorganisation von 1874 als Artikel 234 aufgenommen.

Nach dem Konzentrationsbefehl hatten sich drei Armeedivisionen in Bewegung zu setzen, um zu gleicher Zeit in die neuen Dislokationskreise einzurücken.[1]

Dieser erste Versuch hatte folgendes bedenkliche Ergebnis. Die eine Division rückte 24 Stunden zu früh in die neue Stellung; der Divisionär konnte es nicht erwarten, an die Grenze zu kommen. Eine Division führte die Bewegung nach Befehl aus. Die dritte Division traf erst 24 Stunden nach der im Befehl festgesetzten Zeit ein.

Der General war erstaunt, als ich ihm das verblüffende Resultat meldete. Es kam uns beiden eine Ahnung, was für Friktionen die Bewegung großer Truppenkörper im Kriege herbeiführen könnte, wenn bei den mit der Bewältigung solcher Aufgaben ungewohnten Stäben schon im Frieden solche Ergebnisse vorkommen konnten.

Der Stab war viel zu zahlreich. Es war und wird dies immer eine Kalamität sein, denn je mehr Köpfe, desto weniger wird gearbeitet und desto mehr Friktionen

[1] Im ganzen wurden fünf Divisionen zur Grenzbesetzung aufgeboten.

entstehen. Es sind ja doch immer nur einzelne hervorragende Offiziere, die die Sache machen müssen und machen können.

Der General benutzte die absolute Ruhe, in der wir uns infolge der deutschen Siege befanden, zur Inspektion der Truppen und der Anstalten. Er tat dies mit der ihm eigenen Genauigkeit. Die Besichtigungsarbeiten gipfelten zuletzt in dem Schlußbericht an den Bundesrat, der in vortrefflicher Weise die Schäden in unserem Heerwesen offen aufdeckte. Der Bericht, der Zeugnis gibt von dem allseitigen tiefen Wissen, dem durchdringenden Blick und dem scharfen Urteilsvermögen des Oberbefehlshabers, war eine nicht genug zu würdigende, patriotische Tat des Generals.[1]

Über die Wahl Herzogs zum General wurden verschiedene Urteile gefällt und Zweifel geäußert. Es war mir dies erklärlich, denn Herzog machte auf einen „Zeitungsreporter" nicht den Eindruck eines genial angelegten Mannes. Er war dies auch in gewissem Sinne nicht, er war namentlich kein geistreicher Blender, er war eine tief angelegte Natur, ein Mann, der in emsiger innerer Arbeit die richtigen Prinzipien des Krieges sich erworben und der den Blick und die Charakterstärke hatte, sein Pfund in dem richtigen Moment zu verwerten.

Herzog schien vielleicht dem „Parlamentarier", dem „juristischen Wortfechter" zu schwerfällig in der Konversation, zu wenig phantasiebegabt. Solche Urteile mochten bei oberflächlicher Bekanntschaft einen Schein

[1] Der Bericht des Generals datiert vom 22. November 1870.

von Berechtigung haben, dem General gegenüber waren sie verfehlt. Der Oberbefehlshaber hatte seinen eigenen Wertmesser: es war dies das Gewicht seiner ganzen Persönlichkeit gegenüber dem Heere und dem Volke. Und da ist es gleichgültig, ob diese oberste Gewalt in leichter liebenswürdiger oder in harter und ungewohnter Form sich zeigt.

Herzog war der beste General, den die Schweiz zu jener Zeit berufen konnte. Noch mehr, Herzog besaß nicht bloß ein eminentes Wissen und einen eisernen Fleiß, er hatte wirkliche Generalseigenschaften, und zwar speziell die Eigenschaften, die der Oberbefehlshaber eines Milizheeres bedarf, um das Zutrauen des Landes und der Armee zu gewinnen.

Der General war eine ernste, charakterfeste, etwas altväterliche Gestalt, deren Gediegenheit einen ganz andern Klang gab, als das Phrasengeklingel des politischen Schönredners oder das Scheinwesen des militärischen Renommisten. Der gemeine Soldat wie der Bürger bekam sofort das Gefühl der Hochachtung und des Zutrauens: das ist ein einfacher „währschafter" Mann, auf den man bauen kann. Der sorgt für uns, „mit dem g'wünne mer's", so lautete ringsum das Urteil.

Eine weitere Generalseigenschaft Herzogs war sein zähes Festhalten an seiner einmal gewonnenen Ansicht. Er war nicht unbelehrbar, aber er schwankte nicht bei jeder Gegenansicht hin und her. Es mußten schon schlagende, gut beleuchtete Gründe sein, denen er wich.

Herzog war energisch. Das hatte der Bundesrat erfahren, als er 1871 Herzog die notwendige Vermehrung

der Streitmacht aus finanziellen Rücksichten nicht bewilligen wollte.

Herzog hatte ein leidenschaftliches cholerisches Naturell, aber er hatte sich in der Gewalt, sein Auftreten war kaltblütig. Er kannte eigentlich nur zweierlei Menschen: die Guten, denen er vertraute und die er verehrte und die Schlechten, die er haßte. Bei dieser etwas einseitigen Qualifikation passierte ihm aber, was nicht verschwiegen werden darf, einigemale das Unrecht, daß er höchst talentvolle Kräfte verwarf, weil diese, selbständig, andere Pfade einschlugen als die ihm die allein richtigen schienen.

Mir war Herzog sehr zugetan, trotzdem wir in manchen Beziehungen grundverschieden geartet waren. Vielleicht war gerade die sich gegenseitig ergänzende Verschiedenheit der Anlagen ein Grund dieser Zuneigung.

Eine Gestalt im Bureau des Generalstabschefs erregte mein besonderes Interesse. Es war dies Oberstleutnant Alphons Pfyffer von Luzern, der mir schon früher günstig aufgefallen war.

Pfyffer war längere Zeit in neapolitanischen Diensten gestanden (1852–1861). Er war eine Erscheinung, die mich an das echt soldatische frische Wesen Gehrets gemahnte. Pfyffer war ein genial angelegter Offizier, der seine damalige Umgebung weit überragte. Wir waren zwar nicht immer einig, allein wie sehr ich den Wert dieses Mannes zu schätzen wußte, spricht sich wohl am besten darin aus, wenn ich erzähle, daß ich es war, der Pfyffer im Laufe der Zeit zur Stelle eines Generalstabschefs vorschlug.

Oberst Siegfried war Ende 1879 gestorben, Oberst

v. Sinner funktionierte an dessen Stelle als Chef des Generalstabes bis Anfang 1882. Als es sich nun um die definitive Besetzung der Stelle handelte, war der Bundesrat in großer Verlegenheit.

Ich war damals mit Pfyffer in einer Sitzung der Divisionäre in Bern. Nachher kam ich mit Bundesrat Welti und einigen aargauischen Parlamentariern zusammen. Die Wahl eines Generalstabschefs wurde besprochen, und Welti äußerte sich höchst besorgt über die Schwierigkeit, den richtigen Mann zu finden. Alles schwieg. Da ergriff ich das Wort und sagte zu Welti: „Ich kann dir den künftigen Generalstabschef nennen. Es ist dies Oberst Pfyffer von Luzern." Mit der Nennung des Namens war die Frage gelöst. Welti stimmte sofort mit großer Befriedigung bei, und noch am späten Abend verkündigte ich Pfyffer, der mit mir im gleichen Gasthof logierte, seine baldige Ernennung zu der einflußreichen Stellung, die er dann von 1885 bis zu seinem leider zu früh erfolgten Tode im Jahre 1890 inne hatte.

Pfyffer erwarb sich als Lehrer des Generalstabes und als Ordner im Generalstabswesen großen Ruf und große Verdienste.

Ende August endigte die Grenzbesetzung, da sich der Krieg nach dem Innern Frankreichs hinzog.

Eines Tages, im Januar 1871, erschien der General eilig bei mir im „alten Turm". Er trat ins Zimmer mit den Worten: „Rüste dich, wir müssen ins Feld ... aber was soll das heißen, bist du krank?" So war es leider! Ein heftiger Anfall von Gelenkrheumatismus hielt mich für mehrere Monate mit scharfer Kralle so

fest im Bett, daß ich von all den wichtigen Ereignissen, die sich im Lande zutrugen, nur hören nnd lesen aber nichts sehen konnte. Ich war zu voller Untätigkeit verurteilt. Nur einmal griff ich ein.

Ich war natürlich den Nachrichten aus dem Felde mit großer Spannung gefolgt. Die Truppen blieben mir viel zu lang bei Pruntrut. Ich sah in meiner Phantasie die Franzosen, im Rückzug längs unserer Grenzen, durch den Flankenstoß der Deutschen in die Schweiz gedrängt – und bei uns fast keine Truppen zu deren Empfang bereit.

Mit schmerzhaft zitternder Hand schrieb ich dem General die Linien: Marschiere so rasch als möglich links ab, sonst kommt ihr zu spät!

Mein verstorbener Freund Nationalrat Haberstich[1] trat in dem Moment zum Krankenbesuch ins Zimmer: „Du leitest die Bewegungen des Heeres aus dem Bett! Aber wahrhaftig, nach deinen Schlüssen magst du recht haben . . ."

3. Die Landesbefestigung[2]

Solange ich noch Oberst im Generalstab war, also 1867–1876, beschäftigte ich mich wesentlich mit dem Studium des Befestigungssystems des Landes.

Auch in anderer Weise arbeitete ich im Generalstabsbureau an der taktischen Ausbildung der Offiziere des Stabes. Doch waren dies Beschäftigungen, die mir heute in ihrer konkreten Form völlig entfallen sind.

[1] Nationalrat J. Haberstich (1824–1891), zuletzt Ständerat.

[2] Zuerst erschienen in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1916, Nr. 9).

Die Rekognoszierungen machte ich entweder als Mitglied der Obersten Kommission für Landesverteidigung oder in den Generalstabskursen unter Oberst Siegfried als dessen erster Gehilfe, auch mit Siegfried allein oder aber allein in Begleitung eines oder zweier Adjutanten.

Wir bereisten die Nordfront und die Westfront bis ins Wallis in verschiedenen Abschnitten. Von dieser Rekognoszierung (1868) existiert meines Wissens nur ein einziger von mir verfaßter, in seinem Werte etwas zweifelhafter Bericht über Schaffhausen, Eglisau, Büren, Neuchenette, Aarburg, den Jolimont, Gümmenen.

Da ich die Süd- und Ostgrenze großenteils kannte und mit dem Innern des Landes im großen und ganzen vertraut war, so bekam ich einen allgemeinen Überblick über die Verhältnisse des gesamten Landes.

Meine erste Arbeit (1868) „Das System der Befestigungen", in der ich meine Eindrücke mehr zusammenfaßte, bestand, außer einigen allgemeinen Ideen, aus einem Mosaikwerk der günstigen strategischen und taktischen Hauptpunkte gegen die verschiedenen Fronten, wobei die Grenzen und das Innere des Landes mit zahlreichen Forts bedeckt wurde.

Ich selbst verurteilte diese Arbeit schon das Jahr darauf in meinem 1869 erschienenen Werke: „Die Schweizerische Armee im Feld" (I, S. 199/200) mit folgenden Worten:

„Das Studium eines Befestigungssystems erfordert die Überlegung aller Kombinationen einer Kriegführung, soweit solche im Frieden als Abwägung der natürlichen Verhältnisse möglich sind. Es ist begreiflich und gut, wenn wir beim Anfang dieser Beschäftigung auf eine

sehr große Anzahl von Stellungen geraten, deren Befestigung uns wünschenswert erscheint, es ist dies ein Zeichen, daß wir nichts Wesentliches außer acht gelassen haben. Allein das schließliche Resultat unserer Erwägungen, der letzte Vorschlag muß immer nur ganz einfache große Linien zeigen, es ist dies der Beweis, daß wir die Aufgabe wirklich beherrschen; daß wir in den uns erdrückenden Reichtum von Möglichkeiten und Stellungen die Klarheit des einfachen Planes gebracht haben."

Mit der von mir selbstgeübten Kritik meiner ersten Arbeit stellte ich in dem Werke: „Die Schweizerische Armee im Feld" (1869) die Grundsätze eines neuen, zweiten Systems der Landesbefestigung auf (I, S. 175 ff. „Das Befestigungssystem des Landes").

Dieses Befestigungssystem entsprach der logischen Forderung der Wissenschaft, angewendet auf die Schweiz als souveränes Staatswesen und als besonders geartetes Land. Dagegen waren die durch die Entwicklung der europäischen Staaten geschaffenen Gesichtspunkte, war unsere Stellung zwischen den vier Großmächten und der daraus zu ziehende Schluß: welchen strategischen Sinn, welche politische Bedeutung haben wir der Aufstellung eines Befestigungssystems zu unterlegen, nicht genügend gewürdigt.

Sofort zersetzte ich dann auch diesen zweiten Vorschlag unter meiner eigenen Kritik und kam schließlich auf ein ganz neues und originelles drittes System der Landesbefestigung. Ich veröffentlichte es in einer Broschüre: „Das System der Landesbefestigung,"[1] eine strategische

[1] Aarau, Druck und Verlag bei H. R. Sauerländer 1880. 2. Aufl.

Studie, deren Motive allgemein verständlich gehalten waren. Ich machte dann den Inhalt der Broschüre zu meinem Antrag in der großen Kommission der Landesbefestigung. Die Mehrheit der Kommission erhob den Antrag zum Beschluß.[1] Die Motivierung, die ich für den Bericht der Kommission als deren Referent ausarbeitete, war als Ergänzung meiner Broschüre wesentlich anders gestaltet.

Wer sich in Zukunft mit den Fragen der Landesbefestigung beschäftigt, dürfte vielleicht nicht ohne Gewinn neben der Broschüre diese Arbeit nachlesen.

Meinem Plan lag kurz folgende Idee zugrunde.

Auf der einen Seite wurde vermittelst der Befestigung der Hauptpässe der Südfront die Flanke und der Rücken der Feldarmee sicher gestellt. Auf der andern Seite wurde durch den breiten Gruppenquerriegel, den ich mitten durch das Land in der Richtung: Basel, Olten, Brugg, Zürich zog, die völlige Freiheit der Bewegung der eigenen Armee gewahrt, also deren Wirksamkeit ermöglicht. Die Armeeleitung war nicht mehr genötigt, beständig mit der Möglichkeit des Rückzuges nach Luzern zu rechnen,[2] sondern sie vermochte das freie Feld, die Hochebene der Schweiz mit der Armee bis zum Äußersten zu halten. Sie war dabei sicher, daß im Falle eines Mißerfolges die einzelnen Korps sich seitwärts im Hoch-

[1] Trotzdem wurde nachträglich eine kleinere Kommission berufen, zum Teil aus Mitgliedern der Minderheit der großen Kommission, „um die Lösung wohlfeiler und einstimmig zustande zu bringen".

[2] Oberst Rothpletz berührt hier ein schon damals längst bekanntes, von anderer Seite aufgestelltes Projekt, das „in der Innenschweiz, bei Luzern, ein befestigtes Lager für die Armee und für die Depotplätze der Kriegsvorräte errichten wollte".

gebirge oder in direkter Linie hinter den Hauptbefestigungen des Querriegels zur Wiedervereinigung sammeln konnten.

4. Schriftsteller[1]

Die Schweiz bietet einem „Militärschriftsteller" wohl einen dankbaren, aber kleinen Leserkreis. Die fremden Schriftsteller sind sehr gut auf uns zu sprechen, ihre Bücher finden in unserm Lande den verhältnismäßig größten Absatz. Während in Deutschland, Österreich und Frankreich zumeist die Regimentsbibliotheken für die literarischen Bedürfnisse des Offizierskorps den Stoff besorgen müssen, ist es bei uns keine Seltenheit, daß strebsame Offiziere eine private Militärbibliothek anlegen.

Aber, bei aller Anerkennung solchen opferwilligen Fleißes, ist unser Offizierskorps zu wenig zahlreich, und der Prozentsatz der wirklich eifrigen Leser doch nicht allzu zu hoch, um große Auflagen eines Buches zu ertragen. Ich mußte manchmal staunen, wenn mein Verleger mir die Namen der hochstehenden, als „eifrige Militärs" angesehenen Stabsoffiziere nannte, die alle Büchersendungen schlankweg zurückwiesen und ihre militärische Weisheit (nach Heine) allein „aus der Tiefe ihres Gemütes schöpften".

Bis an die 1870er Jahre herrschte unbestritten Wilh. Rüstow (1821–1878) als erster Militärschriftsteller in Deutschland, Österreich und in der Schweiz.

Nach und nach bildete sich eine Phalanx ausgezeichneter jüngerer Autoren, namentlich in Deutschland, deren

[1] Zuerst erschienen in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1916, Nr. 9).

literarische Leistungen nach den großen Kriegen von 1866 und 1870/71 zu einer Mächtigkeit angewachsen sind, daß der einzelne Offizier bei dem besten Willen dem allzureichen Markte kaum mehr zu folgen vermag, so daß auch bei uns die Militärbibliotheken eine erhöhte Wichtigkeit erhalten haben.

Ich wurde seinerzeit mehrfach, von Deutschland aus, aufgefordert, für größere Verhältnisse zu schreiben, aber ich schlug alle noch so verlockenden Anerbietungen aus.

Ich wollte nicht „Schriftsteller von Beruf" sein, ich schrieb, wenn ich es für nötig hielt, ausnahmslos für das eigene Heer, aber allerdings mehrfach aus einem weitern Ideenkreis, so daß meine Bücher auch im Ausland Eingang fanden.

Der Zufall wollte es, daß einige meiner Schriften „Vorläufer" von Ideen sind, die nach großen geschichtlichen Ereignissen als neue Erscheinungen auftauchten oder die doch durch die in praxi versuchte Lösung in einem neuen Reflex erschienen und nun als Gemeingut der literarischen Gilde zum Mittelpunkte der Besprechungen und der Streitschriften dienten.

So erschien „Die Schweizerische Armee im Feld" 1869, ein Jahr vor dem großen Krieg, der keinen Einfluß auf den Inhalt des Buches hatte, da die spätern Jahreszahlen nur das Titelblatt, aber nicht den Inhalt des Werkes änderten.

Die Erfahrungen des Krieges von 1870–71 bildeten somit einen gefährlichen Prüfstein für den Wert des vor den Ereignissen erschienenen Buches.

Ich war froh, daß weder meine Anschauung über die Hauptfragen, die uns nach dem Krieg und auch heute

noch besonders beschäftigen, noch meine Grundanschauungen über den Krieg und die herrschenden Gewalten in der Kriegführung wesentlich alteriert wurden, ja zum Teil ihre unzweideutige Bestätigung erfahren hatten.[1]

Das Buch „Die Schweizerische Armee im Feld" war außerdem in verschiedenen Zielen ein Vorläufer und eine Vorarbeit der 1872 versuchten und 1874 eingeführten Militärorganisation. Ich erinnere nur, beispielsweise, an die militärische Jugenderziehung (Vorkurs), eine Idee, die eine der wertvollsten und tiefgreifendsten Vorzüge des neuen Organisationsgesetzes bildet.

Mit der Verbreitung derjenigen Bücher, auf die ich Wert legte, konnte ich im ganzen zufrieden sein.

Nur mit einem Werk hatte ich kein Glück. „Die Führung der Armeedivision" (1876) fand so wenig Absatz, daß ich es unterlassen mußte, den zweiten Teil zu schreiben.

Ich beklagte mich darüber bei General Verdy du Vernois,[2] der mich nach dem Verbleib des zweiten Teiles fragte. „Trösten Sie sich mit mir," sagte dieser erste Militärschriftsteller Deutschlands, der geniale Erfinder der applikatorischen Lehrmethode, „meine Arbeit über den österreichisch-italienischen Feldzug von 1866 blieb auch, wegen Mangels an Käufern, unediert."

Auch mit meiner zuletzt geschriebenen Broschüre „Die

[1] Nur das System der Landesbefestigung wurde von Oberst Rothpletz einer Neubearbeitung unterworfen. Es geschah dies in der bereits erwähnten strategischer Studie: „Das System der Landesbefestigung" (1880).

[2] General v. Verdy du Vernois (1832–1910) machte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 als Generalstabsoffizier mit, wurde 1887 Gouverneur von Straßburg i. E. und 1889/90 Kriegsminister.

strategische Teilung des schweizerischen Heeres", die zuerst in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (Maiheft 1891) erschienen war, hatte ich kein Glück. Wohl erhielt ich die Zustimmung der besten Offiziere der Armee, allein die Räte wollten nichts von mir wissen und verwarfen fast einstimmig, wie ich dies in der Broschüre vorausgesetzt hatte, meine Anregungen. Ich hatte meine Pflicht getan, ich scheute nicht zurück, eine Organisation, die ich von Grund aus für fehlerhaft hielt, weil sie die Beweglichkeit der Armee und der obersten Armeeführung hindert, zu bekämpfen, trotzdem ich von der absoluten Erfolglosigkeit meines Schrittes überzeugt war. Mein Schweigen hätte als „Einverständnis" ausgelegt werden können. Das wollte ich nicht.[1]

5. Die V. Armeedivision[2]

Bei der Durchführung der neuen Militärorganisation nach dem Gesetz von 1874 war ich anfänglich als einer der drei Obersten dem Generalstabe zugeteilt worden. Da kündigte mir Bundesrat Welti eines Tages an, ich müsse das Kommando einer Armeedivision übernehmen.

In der Folge erhielt ich das Kommando der V. Armeedivision mit vordatiertem Brevet vom 13. Februar 1875. Später erfolgte der Befehl, mit der V. Division den Reigen der 16tägigen Divisionsfeldübungen (Truppenzusammenzug) zu beginnen.

[1] Vgl. meinen Aufsatz: „Zur Geschichte der Armeekorps in der Schweiz" („Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" 1911, Nr. 11/12).

[2] Zuerst erschienen in der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1916, Nr. 10).

Das war nun alles recht und gut, auch war ich ja gewohnt, bei neu in Szene zu setzenden Übungen zuerst ins Treffen gesendet zu werden; aber diesmal lag die Sache doch sehr eigentümlich.

Ich schrieb mit vollem Recht in den I. Armeedivisionsbefehl (Brugg, Sept. 1877) ... „Die V. Armeedivision befindet sich (dabei) in einer ausnahmsweise schwierigen Lage. Es fehlen der neuformierten Division alle jene stufenweisen Vorübungen der Bataillone, Regimenter und Brigaden, die das Gesetz den Zusammenzügen der Armeedivision vorausgehen läßt, um Truppen und Führer zu diesen wichtigen Übungen genügend vorzubereiten.

In dem Befehle des h. Bundesrates, der, ungeachtet dieser ungünstigen Verhältnisse, uns den Vortritt und die Ehre des ersten Truppenzusammenzuges gibt, liegt somit ein Zeichen von großem Vertrauen der h. Behörde in eure Befähigung und in eure Willenskraft" usw.

Dann war folgender Umstand von nicht geringer Bedeutung. Ich kannte die Division nicht, und die Division kannte mich großenteils nur dem Namen nach, denn ich hatte die längste Zeit im Generalstab gearbeitet und war jahrelang mit den Truppen nicht in Berührung gekommen. Noch mehr, die einzelnen Korps der Division waren sich untereinander fremd, da die Division aus den Kontingenten verschiedener Kantone unter zum Teil neuen Führern und in neuen Formationen zusammengesetzt war.

Das schlimmste aber für mich war, daß die übrigen Armeedivisionskommandanten zur Bildung ihrer Stäbe die besten Offiziere vorweggenommen hatten, so daß mir nur eine beschränkte Auswahl übrigblieb.

Da die Offiziere meines neu zu bildenden Divisionsstabes mir persönlich unbekannt waren, so mußte ich diese Offiziere nur vom Hörensagen hin auswählen und dem Departement zur Ernennung vorschlagen.

Ich erschwerte mir zudem das Kommando der Übung durch meine eigenen Pläne und Maßregeln.

Ich schrieb an das Departement (Bundesrat Oberst Scherer) ein Memorial, worin ich die Übelstände der Divisionsübungen mit markiertem Feinde, den ich noch dazu selbst kommandieren sollte, entwickelte und schlug die unter Umständen möglichen Änderungen vor: Ich verlangte, daß ein Leiter der Übungen aufgestellt werde, der auf eine Generalidee hin die Befehle an die Division und an den markierenden Feind jeden Morgen zu erteilen habe. Ich nahm an, daß der Leitende der Division, mitten in der Ausführung der gegebenen Spezialbefehle, den Eintritt neuer Situationen anzuzeigen habe (entweder als bloße Supposition oder mit Hilfe des markierenden Gegners), die mir neue, momentan zu lösende Aufgaben stellten. Ich wollte somit eine strenge Prüfung sowohl meiner Führerbefähigung als des richtigen Mechanismus der Befehlsgebung und der Intelligenz und Geschmeidigkeit der Truppenführer, jedem Druck von oben in kürzester Zeit und mit Verständnis zu folgen.

Ich verlangte wahrscheinlich noch verschiedenes andere, woran ich mich nicht mehr besinne, durfte aber schließlich, nachdem ich gesehen hatte, in welchem Verhältnis ich stand, sehr froh sein, daß das Departement auf meine neuen Ideen nicht eintrat.

Ich versuchte nun die Übungen, soweit es in meiner

Macht stand, möglichst feldgerecht zu gestalten. Ich kam mit dem Präsidenten des Schiedsgerichts, Oberst Siegfried, überein, daß er und nicht ich die Spezialbefehle dem Führer der den Gegner markierenden Truppe geben solle. Dann gab ich den Befehl, daß die Dislokationen am Abend erst nach Beendigung des Gefechtes, je nach dessen Resultat, sowohl an die Truppen als an die Proviantkolonnen, die, beladen, hinter dem Gefechtsfeld aufgefahren warteten, mitzuteilen seien. Die Truppen kamen dabei allerdings oft erst sehr spät zur Suppe und zur Ruhe, allein das Bild kriegsgemäßer Übung war doch besser gewahrt.

Ich gab vor dem Beginn der Übung, die im September stattfand, schon vom Juni an eine Reihe Divisionsbefehle zur Instruktion heraus. Die meisten Befehle waren neu erfundene oder nach Weisung neu bearbeitet, da der Truppenzusammenzug der frisch formierten Armeedivision ohne Vorgang war.

Die Befehle mußten die Bestimmungen über die Normen der Übungen, die andere Armeen in den Felddienstreglementen haben, ordnen. Sie mußten eine Reihe organisatorischer Bestimmungen aufnehmen und schließlich Vorschriften über Teile des Felddienstes und der Taktik einfügen, da die vorhandenen eidgenössischen Vorschriften, zum Teil veraltet, hier nicht ausreichten und außer meiner „Feldinstruktion" noch kein brauchbares Buch zur Benutzung vorhanden war.[1]

Meine Divisionsbefehle wurden für die zunächst folgenden Übungen der andern Divisionen der maßgebende

[1] E. Rothpletz, Feldinstruktion über den Sicherheitsdienst der Kavallerie und Infanterie. Zürich 1877.

Leitfaden, bis endlich die Ausarbeitung reglementarischer Vorschriften für die Übungen dieser Art die Arbeit der Führung wesentlich entlastete.

Ich gebe im nachfolgenden ein Inhaltsverzeichnis der 18 Armeedivisionsbefehle. Man sieht daraus, welcher Art Vorarbeiten es bedurfte, um, bei mangelnder Grundlage der Truppenausbildung und dem Fehlen von reglementarischen Vorschriften, den Truppenzusammenzug vorzubereiten.

I. Ansprache an die Armeedivision zum Beginn der Übung.

II. Bestimmungen und Anordnungen über den Verlauf des Truppenzusammenzuges.
   1. Allgemeines Programm.
   2. Allgemeiner Gang der Manöver.
   3. Die Generalidee.
   4. Der Zweck des Truppenzusammenzuges.
   5. Betreffend die Ordre de bataille.
   6. Formation der Infanteriebataillone.
   7. Die Munition.
   8. Unterhalt der Waffen.
   9. Tenue.
   10. Die spätern Befehle: Spezialbefehle.

   Nachtrag zu Befehl II:

   Über Formation und Bespannung der Proviantkolonnen und des Divisionsparkes. Munitionsverteilung usw.

III. Unterrichtsplan für die Vorübungen der Infanterie.

IV. Instruktion über die Stellung und den Wirkungskreis der Schiedsrichter.

V. Manövervorschriften.
VI. Instruktion über die Märsche.
VII. Taktische Bemerkungen.
VIII. Der Lagerdienst.
IX. 1. Befehl betreffend die Zuteilung und den Dienst der Offiziersordonnanzen und Offiziersbedienten.
2. Befehl betreffend das Offiziersgepäck.
X. Instruktionen betreffend: Kommando, Wachen und Verfügungsrecht der Trainkolonnen.
XI. Instruktion für Bestimmung und Vergütung der durch Feldübungen verursachten Schaden.
XII. 1. Vorschriften über das Rapportwesen.
2. Vorschriften über Meldungen und Ordonnanzdienst.
XIII. 1. Befehl betreffend den Rapport beim Divisionär.
2. Das Divisionsbureau.
XIV. Sanitärische Vorschriften.
XV. Administrative Vorschriften.
XVI. Organisation der Feldpost und ihres Dienstes.
XVII. Veränderungen im Etat der V. Armeedivision.
XVIII. Ansprache zur Entlassung der Division.

Nach Plan wurde die Armeedivision um Brugg zusammengezogen und marschierte unter steten Gefechten bei Olten über die Aare und über den Jura (Hauenstein) bis nach Liestal. Jeder Tag bot ein neues Gefechtsfeld. Diese Maxime wurde schon mit der nächstfolgenden Divisionsübung verlassen. Die Truppen drehen sich heute wie die Katze um ihren Schwanz auf dem gleichen Fleck herum.

Das Wetter war nicht ungünstig.

Die Mannschaft war willig und ausdauernd, die Truppenführer voll Eifer, so daß, trotz allem, das Gesamtbild der Übung nach außen sich sehen lassen konnte.

Ein herbes Unglück, das einen grellen Mißton in die allgemeine Lust brachte, war der Tod zweier Pontoniere, die während des Brückenschlages über die Aare im reißenden Strome versanken.

Wirklichen Kummer, der einen störenden Druck auf meine Führung ausübte, verursachten mir die widrigen Verhältnisse in meinem Stabe. Ich hätte ihnen rasch ein Ende machen können, dabei wäre aber die äußere Harmonie in der Division mit Eklat in die Brüche gegangen. Das durfte nicht sein, der erste Truppenzusammenzug mußte gelingen. Die fremden Offiziere und die einheimische Presse durften von dem Kampfe hinter den Kulissen keine Ahnung haben. Ich blieb daher scheinbar ruhig – bis zum Schluß. Dann kam die Abrechnung.

Ich habe mich später manchmal gefragt, ob ich anders, weniger langmütig, hätte handeln sollen. Es ist möglich, doch ich glaube jetzt noch, daß ich mir keine Schwäche vorzuwerfen habe.

Ich führte die jährlichen Divisionsrapporte und die Rapporte in den Unterverbänden ein. Der Etat der Division wurde im Druck herausgegeben, was alles denn auch von den übrigen Divisionen nachgeahmt wurde.

Eine besondere Freude machte mir die erste Lehrerrekrutenschule, die unter der Leitung von Oberst Rudolf,[1] einem vorzüglichen Offizier (jetzt Waffenchef der

[1] Oberst K. A. Rudolf, geb. 1834, gest. 1901. Über diesen hervorragenden schweizerischen Militär s. Nr. 5 der „Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" von 1901.

Infanterie) in Basel abgehalten wurde. Ich wurde zum Inspektor der Schule bezeichnet und erhielt den außergewöhnlichen Befehl, ihr von Anfang bis zu Ende beizuwohnen und die Oberaufsicht darüber zu führen

Die jungen intelligenten Lehrer arbeiteten vortrefflich. Leider hat man später versäumt, diesen schönen Anfang weiter zu führen und richtig auszunützen.

Die Division gewann von Jahr zu Jahr. Leider war es mir nicht vergönnt, den zweiten Truppenzusammenzug zu kommandieren.

Zum Abschied (1885) widmete ich der V. Armeedivision mein Buch die „Terrainkunde".

6. Lehrer am Eidgenössischen Polytechnikum[1] (seit 1878)

Bundesrat Welti hatte nicht geringe Mühe, die Kriegswissenschaft in den Kreis der Disziplinen des Eidgenössischen Polytechnikums einzuführen.

Die Lehrerschaft stemmte sich mit Wucht gegen diese Neuerung, und auch in den Räten zu Bern erlosch die Opposition lange nicht.

Und doch, wenn die Kriegswissenschaften an unserer höchsten Bildungsanstalt nicht vertreten wäre, so müßte dies sofort angeordnet werden.

Die Existenzfrage des Staates dient dem Gedeihen des Landes als Grundlage, deren Festigkeit auf den kriegerischen Eigenschaften des Volkes und auf der

[1] Zuerst erschienen in der „Allg. schweiz. Militärzeitung" (1914, Nr. 24) in meinem Aufsatz: „Über die militärwissenschaftl. Abteilung am Eidg. Polytechnikum."

wissenschaftlichen Bildung und Befähigung der Führer beruht.

„Der Republikaner muß Pflug und Schwert gleich gut zu handhaben wissen!“[2]

Das Militärwesen nimmt einen großen Teil des Lebens und der Kraft des Bürgers in Anspruch, die Verantwortlichkeit der Führer ist dabei unsagbar groß. Sie verlangt neben dem festen Charakter des Mannes, der seinen Mitbürger in den Kampf zu führen hat, dessen Erziehung zu einer richtigen Anschauung des Krieges und seiner Mittel. Wir haben deshalb das Recht, zu verlangen, daß die wissenschaftliche Behandlung der militärischen Probleme an der allgemeinen höchsten Lehranstalt des Staates ihre Vertretung findet.

Aller Anfang ist schwer. Vorerst suchte ich die feindselige Stimmung der Professoren zu überwinden, was mir, mit wenig Ausnahmen, bald gelang.

Ich fing nun an, einzelne Professoren der verschiedenen Fachabteilungen für die Aufgaben der Militärabteilung zu interessieren und sie zu veranlassen, die Beispiele für ihre Vorträge aus der Region des Militärwesens zu entnehmen.

Es gelang mir aber dies nur bei zwei Lehrern.

Ich versuchte dann den Kreis der Vorlesungen über die Militaria zu erweitern und neue Kräfte zu gewinnen. Das Departement unterstützte mich dabei durch ein erhöhtes Budget, so daß noch drei weitere Dozenten angestellt werden konnten.

[2] Aus der „Eröffnungsrede zu den Vorlesungen über Kriegswissenschaft am schweiz. Polytechnikum“ von Oberst E. Rothpletz (1878), S. 14. Druck von Orell Füßli & Co. in Zürich.

Während im Anfang nur drei Professoren an der Abteilung beschäftigt waren, teilen sich jetzt sechs Lehrer in die 16 Disziplinen, die abwechselnd des Sommers und Winters zum Vortrage kommen.

Die Resultate der Schule waren im großen ganzen sehr befriedigend. Es gingen vortreffliche Offiziere aus der Abteilung hervor, und stehen die Leistungen der Schule in hoher Achtung, was mir wiederholt durch die Divisionskommandanten und durch Abteilungschefs, unter deren Befehl Schüler der Abteilung traten, bestätigt wurde. Auch das Niveau der Vorträge an den anderen Schulen und in den Vereinen hat sich seither gehoben. Leider konnte sich bei zwei Avancements, trotz der sonst strengen Examen, ein Versehen einschleichen, an dem mein häufiges Kranksein die Schuld haben mochte.

Die Waffenchefs und ein Teil der Oberinstruktoren waren von Anfang an nicht günstig auf die Militärabteilung des Polytechnikums zu sprechen. Ich war ihnen nicht zünftig genug.

Namentlich die Spezialwaffen Artillerie und Genie anerkannten den Wert der Erziehung zum militärischen Denken nicht. Die dort maßgebenden Herren hatten keinen Hochschein, daß es für einen Offizier ihrer Waffe noch einen andern Maßstab der Befähigung geben könne, als die spezielle Kenntnis der Waffe, daß ein erweiterter militärischer Blick mehr Wert habe, als die fehlerlose Kenntnis irgendeiner Nomenklatur.

Von der Artillerie erhielt ich in letzter Zeit eine Bestätigung meines Vorwurfes aus erster Hand.

Ich fragte den neuen Waffenchef der Artillerie, warum

er sich dem Avancement eines Leutnants widersetzt habe, der bei uns die Note 1 davongetragen und in der Artillerieschule nur gute Zeugnisse erhalten hatte. Die Antwort lautete: „Ich habe nicht gefunden, daß der Offizier in der Kenntnis der Geschützschule mehr leiste als seine Kameraden, deshalb war ich nicht für dessen Avancement."

Die Gegnerschaft der Spitzen der Instruktion brachte es dahin, daß die Vorteile, die nach der Militärorganisation mit dem Erlangen eines guten Gesamtzeugnisses für den Schüler der kriegswissenschaftlichen Abteilung verbunden waren, wesentlich vermindert wurden. Der Anreiz, als Belohnung für den fleißigen und erfolgreichen Besuch der Schule während eines ganzen Jahres auf ein Avancement außer der Tour hoffen zu dürfen, ist so gut wie dahingefallen. Es ist das hier einschlagende Spezialgesetz geradezu eine Eskamotierung der wohlwollenden Absicht des Organisationsgesetzes.

Zum Glück steht die Abteilung heute auf so festen Füßen, daß durch diesen Eingriff in ihre Privilegien eine Frequenzabnahme der Zuhörer einstweilen nicht zu bemerken war. Dagegen werden Gesamtzeugnisse für das Examen in allen Fächern seltener verlangt werden.

Eine Schädigung des Zweckes der Schule wird für die Zukunft kaum zu vermeiden sein.

Ich halte dafür, es wäre die Pflicht des Militärdepartements, hier Wandel zu schaffen und den frühern Zustand im Sinn und Geist der Militärorganisation wieder herzustellen.

Die kriegswissenschaftliche Abteilung des Polytechnikums ist einer weiteren Entwicklung fähig, die ich

Jahre hindurch vergebens angestrebt habe, die aber hoffentlich kommen wird, da der jetzige Schulpräsident mit meinen Ideen einverstanden ist.

Die Vorlesungen in den Militärwissenschaften rangieren unter die Freifächer. Der Besuch der Kollegien war bis anhin völlig dem Belieben der Schüler überlassen. Wer ein Zeugnis haben wollte, mußte die Vorlesungen besuchen, wer ein Examen nicht zu machen beabsichtigte, ging nach Gutdünken, je nach dem Interesse, das die Vorlesung an einem Tag ihm bot, in das Kolleg oder blieb auch ganz weg.

Dieser Zustand der Freiwilligkeit muß für die Schüler und Zuhörer des Polytechnikums und der Universität belassen werden. Die jungen Leute haben für ihre Fachwissenschaften so viel zu arbeiten, daß ihnen unmöglich ein neues Obligatorium zugemutet werden kann. Auf der andern Seite ist es für einen Dozenten deprimierend, wenn, namentlich zur Zeit der Fachexamen, die Bänke der Zuhörer sich leeren und trotz aller Mühe, die er sich gibt, kaum die Schüler treu bleiben, die beim Beginn des Semesters erklärt hatten, ein Examen ablegen zu wollen.

Sieht es aber nicht beinahe als eine Verschwendung aus, wenn aus den wissenschaftlichen Vorträgen der Dozenten nur diese stets wechselnde flottante Zuhörerschaft den Nutzen davon trägt? Wenigstens für das Wintersemester wäre es unschwer, den Professoren einen eisernen Bestand an Zuhörern sicher zu stellen. Dieser könnte beispielsweise bestehen: aus den Offizieren, die von der Truppe zum Generalstab kommandiert werden, dann aus den Instruktionsaspiranten aller Waffen.

Diese zwei Kategorien können dann vermehrt werden, je nachdem man die Möglichkeit und die Nützlichkeit sieht, die Abteilung zur Militärakademie auswachsen zu lassen.

Die Ausarbeitung dieser Idee überlasse ich gerne den jüngeren Kräften, die es unternehmen wollen, den Bau aufzurichten. Ich bin zu alt hierfür.

7. Lehrer an der Zentralschule IV[1]

Mit der Professur am Eidgenössischen Polytechnikum war die Verpflichtung für mich verbunden, als Lehrer in den Zentralschulen IV (Oberstleutnantschulen) mitzuwirken.

Diese Schulen folgten sich von 1876 an alle vier Jahre (1880–1884–1888) unter dem Oberinstruktor Oberst Rudolf (jetzt Waffenchef der Infanterie), der ein ebenso gewissenhafter als vortrefflicher Lehrer war.

In jeder dieser Schulen war ich als Lehrer tätig. Von den darauf folgenden Schulen von 1892 an mußte ich mich meiner gestörten Gesundheit halber beurlauben lassen. Dagegen trat ich zwischen 1880 und 1883 einige Male als Lehrer in den höhern Kursen der Sanitätsoffiziere (Divisionsärzte) auf.

In einer meiner Vorlesungen in der Zentralschule IV kam ich bei Besprechung der Prinzipien der Heeresorganisation auf die Konsequenzen unseres Militär-Grundgesetzes zu reden, wonach in Verwaltungssachen und auch noch in andern Verhältnissen die Kantone neben dem Bund einen gesetzlichen Griff in das Militärwesen haben.

[1] Bisher unveröffentlicht.

Ich entwickelte den Satz: Wir haben es zur Erfüllung des Postulates: „Ein Heer" noch nicht gebracht, wie dies fälschlich geglaubt wird. Wir müssen aber notwendig zur völligen Einheit im Heerwesen kommen, da der jetzige Zustand, im Frieden schon unerträglich, eine Quelle der größten Gefahr im Kriege sein würde.

Ich erörterte dann meine Vorschläge de lege ferenda: die acht Divisionskreise als Basis der Verwaltungskreise usw., besprach die notwendige Zusammensetzung des Divisionsstabes und dessen Verwendung im Instruktionsdienst usw.[1]

Leider hat der Volksentscheid vom 3. November 1895 die Lösung des Problems weit hinausgeschoben, – wohl so weit, bis ein drohender Krieg den im Frieden faul gewordenen Instinkt des Volkes wieder aufschreckt. Wir müssen großes Glück haben, wenn uns dann das Geschick nicht zuruft: zu spät!

Schluß

Mein vollendetes 70. Jahr wurde von meinen nächsten Freunden und meinen Kollegen in rührend liebenswürdiger Weise gefeiert. Es war ein schöner, mir unvergeßlicher Abschluß meiner Tätigkeit.

Ich konnte jedoch nicht lange im Kreise meiner Freunde verweilen, ich fühlte mich krank. Ein Herzleiden trat seit jenem Tage in einer so drohenden Weise auf, daß

[1] Oberst E. Rothpletz brachte den Gedanken der Übernahme des militärischen Verwaltungswesens durch den Bund – eine Idee, die schon zur Zeit der Helvetik auftauchte – in Fluß und regte dadurch zu weitern Arbeiten auf diesem Gebiet an.

ich mich genötigt sah, beim h. Schulrat um Beurlaubung von den Vorlesungen einzukommen, was mir auch für die Zukunft bewilligt wurde.

Ich versehe noch die Amtshandlungen als Vorstand der Militärabteilung, bin aber sonst als Lehrer aus der mir lieb gewordenen Schule, die mich immer noch mit der Jugend verband, geschieden. Doch gleichviel! mein Herz bleibt jung bis es zu schlagen aufhört, und mein Hoffen und Sorgen für unser Vaterland wird gleich bleiben bis zum letzten Atemzug!

* * *

Von Oberst E. Rothpletz sind folgende militärische Schriften erschienen:

Felddienst und Taktik der eidgenössischen Feldartillerie, Aarau 1866 (als X. Kap. des „Handbuches für schweiz. Artillerie-Offiziere", Aarau 1868).

Rekognoszierungen (I. Abschnitt des XIV. Kap. des „Handbuches für schweiz. Artillerie-Offiziere", Aarau 1869).

Die schweiz. Armee im Feld, 2 Teile. Basel 1869–71. 2. Ausg. Basel 1877.

Grundzüge der Organisation des Sanitätsdienstes und der Sanitätstruppen der eidgenössischen Armee, Aarau 1873.

Die Führung der Armeedivision I. (und einziger) Teil, Zürich 1876.

Feldinstruktion über den Sicherheitsdienst der Kavallerie und Infanterie, Zürich 1877.

Eröffnungsrede zu den Vorlesungen über Kriegswissenschaft am Eidgenössischen Polytechnikum 1878. Zürich 1878.

Das System der Landesbefestigung, 2. Aufl. Aarau 1880.

Das Infanteriefeuer. Frauenfeld 1882.

Die Terrainkunde. Aarau 1885.

Die Gefechtsmethode der drei Waffengattungen und deren Anwendung, Aarau 1886–87: 1. Geschichtliche Entwicklung 1886. 2. Kavallerie 1886. 3. Infanterie 1887. 4. Artillerie 1887.

Die strategische Teilung des schweiz. Heeres. Sep.-Abdruck aus der „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1891, Nr. 5).

Die Schlacht bei Martigny, 56 v. Chr. (Zuschrift an den Verfasser der „Kirchengeschichte der Schweiz" [E. Egli]. Sep.-Abdruck aus der „Theolog. Zeitschrift aus der Schweiz", IX. Jahrg. 1892; Extrabeilage zur „Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1892, Heft 7.)

* *
*

Personenregister

Abys (1790–1861), Oberst v. 26.
Äskulap, Gott der Heilkunde 41.
Auersperg (1818–1893), Graf v., österr. Oberst 97.

Baur, v. (1805–1882), württemb. Generallt. 126.
Biehly, Wirt 9
Bischoff (1820–1885), Polizeichef 124.
Bleuler, Oberstlt. a. D. 72.
Bleuler H. (1837–1912), Oberst 64, 132, 133.
Bluntschli, F. C., Art.-Stabshptm. 90, 100.
Bontemps (1797–1879), Oberst 79–84.
Bourbaki (1816–1897), französ. General 84.
Burnand (1814–1892), Div.-Adj. 82, 83.

Cavour (1810–1861), ital. Staatsmann 42.
Clausewitz (1780–1831), preuß. Militärschriftsteller 37.

Denzler (1806–1880), Oberst 25.
Dillo, Wachtmeister 35.
Dufour (1787–1875), General 72, 73.

Egloff (1808–1885), Oberst-Brig. 21, 65.

Finsterwald (1819–1859), Art.-Stabshptm. 34, 35.
Friedrich Karl (1828–1885), Prinz von Preußen 91, 93, 101, 102, 109.

Gablenz, v. (1814–1874), österr. Generalfeldmarschall-Lt. 96, 100.
Garibaldi, ital. Freischarenführer 44, 49, 65, 80, 81.
Gautier (1822–1891), Oberst, 64.
Gehret, Oberst 31–34, 40–43, 51, 83.

Haberstich, J., Nat.-Rat 142.
Hammer (1822–1907), Oberst 60, 61, 64.

Herzog, Hans (1819–1894), General 34, 35, 64, 65, 66, 68, 69, 70, 74, 89, 130, 136, 138, 139, 140.
Hessen, Alex., Prinz von 126.
Hoffstetter (1818–1874), Oberst v., 65, 83.

Keller, Jakob, Sekretär 9.
Klapka (1820–1892), ungar. General 70.
König, Oberst-Brig. 21.
Kurz (1806–1864), Oberst 65.

Latour (1826–1861), Major de, 81, 82.
Lohbauer, R. (1802–1873), Prof. 64, 65.
Luvini (1795–1862), Oberst 41.

Meza, de (1792–1865), dän. Obergeneral 120.
Moltke (1800–1891), Generalstabschef, Graf v. 91–96, 99.

Ott, Hans (1813–1865), Oberst 38.

Pfyffer, Alphons (1834–1890), Oberstlt. 140, 141.
Philippin (1817–1882), Generaladjutant 135.

Radetzky (1766–1858), österr. Feldmarschall 37.
Rimpler, Major 54, 59.
Ringier, Scharfschützen-Hptm. 2.
Roon, v. (1803–1879), preuß. General 92.
Rudolf, Oberst 155, 161.
Rust († 1883), Batterie-Chef 25.
Rüstow, Wilh., preuß. Militärschriftsteller 146.

Salis, Ed. v. (1802–1885), Oberst 44.
Scherer (1825–1878), Bundesrat 39, 151.
Schönlein (1793–1864), Prof. Dr. med. 1.
Senn, Otto, Art.-Hptm. 35.
Siebenmann, Ferdinand 9, 14.
Siegfried, Friedrich, Oberstlt., Stabschef 21, 22.
Siegfried, Hermann (1819–1879), Oberst, Generalstabschef 64, 140, 152.
Sinner (1830–1901), Oberst v., 141.
Sutermeister, Wachtmeister 12, 14, 17, 23.

Urban (1802–1877), österr. General 80.
Varnbüler, Minister, Freiherr v. 125.
Verdy du Vernois, v., preuß. General 148.
Vogel von Falckenstein (1797–1885), preuß. Generalstabschef 91.

Welti, Bundesrat 60, 133–135, 141, 149, 156.
Wieland, Hans (1825–1864), Oberst 64, 83.
Wildi, Leut. 62.
Wilhelm, Prinz von Württemberg 125.
Wrangel, v. (1784–1877), preuß. Generalfeldmarschall 58, 60, 91.

Zehnder, Inf.-Hptm. 40, 41, 48.
Zeppelin, Graf v. 125.
Ziegler, Ed. (1800–1882), Oberst 21, 22, 75.

* * *

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 01085 5176